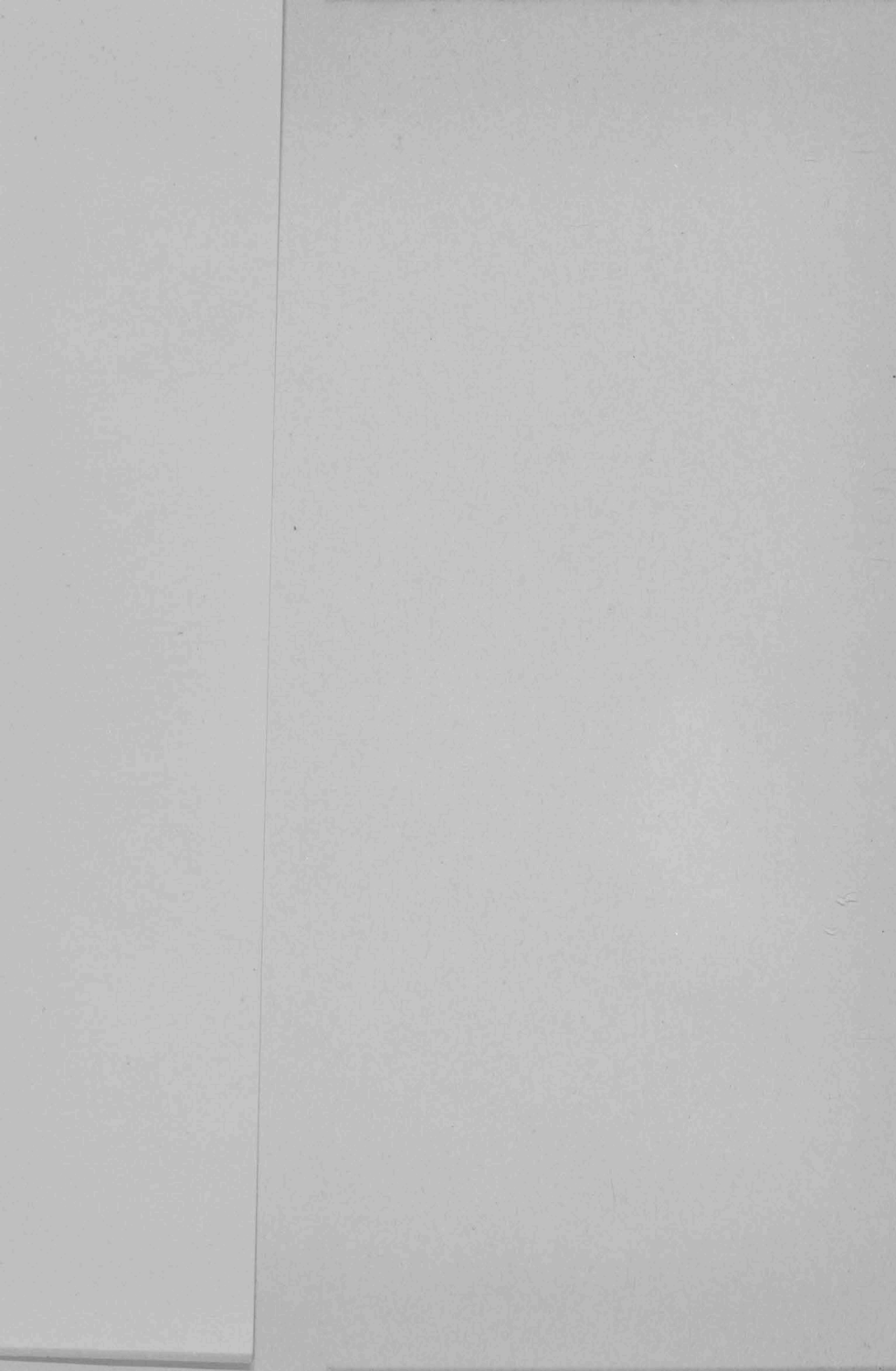


Elisabeth

Erzählung von
Silvia Andrea



Johanna Garbald



3.19
Auer 8(6)

Silvia Andrea

(Johanna Garbald)

Elisabeth

Novelle

Das Erstlingwerk der Schriftstellerin, zum erstenmal veröffentlicht
zur Wiederkehr ihres
100. Geburtstags
(22. März 1940)

Mit Porträt, sowie biographischem und bibliographischem Anhang



Rudolf Geering, Verlag in Basel 1939

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1939 by Rudolf Geering, Verlag, Basle (Switzerland)



Die Frühlingssonne schien hell und freundlich in das Stübchen der Frau Walden, aber nicht heiter und freundlich sah es darin aus. Frau Walden saß still in einer Ecke und starrte wehmuthsvoll das Bild ihres verstorbenen Gatten an, während die Tränen unaufhaltsam über die bleichen, eingesunkenen Wangen fielen. Es war heute der Todestag des geliebten Gatten, und wohl hatten ihre Tränen guten Grund, wenn sie auf die vor ihr stehende Kinder-schar blickte und dabei an ihre hilflose Lage dachte. Sie war Witwe eines Arztes, der im Dienste der Menschheit Vermögen und Gesundheit eingebüßt hatte und zuletzt seine Familie mittellos zurückließ, als er vor vier Jahren ein Opfer seiner unermüdlichen Pflichttreue wurde. Ebenso freundlich wie heute schien damals die Sonne auf die schwarze Truhe, welche der armen Frau Liebstes umschloß, aber um sie war düstere, schaurige Angst, und kein sanfter Stern schien einen freundlichen Lichtstrahl in ihre schmerzumsflutete Seele senden zu wollen. Seitdem waren vier Jahre vergangen, und sie hatte im übermäßigen Kampf die Kraft verloren, sich aufzurichten. Ihr Elend war so groß, daß, hätte sie das kleine Vermögen ihrer Stieftochter, die bei ihr wohnte, nicht gehabt, sie nicht gewußt hätte, woher das Brot für ihre armen Kleinen nehmen. Nicht minder als die Brotsfrage beunruhigte sie die Sorge um die Erziehung ihrer Kinder. Sie selbst besaß einen hochgebildeten Geist und mußte das Unglück um so schwerer empfinden, ihren Kindern nicht die Segnungen einer gediegenen Bildung zukommen lassen zu können. Die einzige Hoffnung der Familie war Eduard, ein Jüngling in die zwanzig Jahre, der vergötterte Liebling der Mutter, der durch sein

ungewöhnliches Malertalent und seinen tadellosen Lebenswandel allerdings zu den schönsten Erwartungen berechnete.

Die Kindlein hatten sich beim Anblick der weinenden Mutter um sie geschart. Ihre Herzchen fühlten sich durch ihre Trauer unbewußt gedrückt, die Ausbrüche der Freude und des Jubels waren verstummt, und sie schauten sich mit einer gewissen bangen Verwunderung an. Endlich wagte das kleinste Mädchen zu fragen: „Kommt Elisabeth nicht bald?“

„Ja“, sprach die Mutter, auf die Uhr schauend, indem die Trauerwolken auf ihrem Antlitz um einen leisen Schatten leichter zu werden schienen, „unsere Elisabeth wird bald kommen.“

In der That hörte man auf dem Gang leichte Schritte, und Elisabeth, die Stieftochter, trat ein. Sie kam eben von der nahen Mädchenpension heim, wo sie der obersten Klasse Unterricht im Zeichnen und Blumenmalen gab, denn die Künstlerader, welche alle Glieder der Familie auszeichnete, war auch ihr zuteil geworden. Sie bot freundlich Guten Tag, und als sie die bekümmerte Mutter gewahrte, fügte sie mitleidig hinzu: „Weinst wieder, armes Mütterchen?“

„Meine Tränen werden niemals versiegen“, erwiderte die Mutter, „aber heute am Todestage des Vaters hat kein anderer Gedanke in meiner Seele Platz als der an ihn, den geliebten, unersetzlichen Gatten und Vater. Der Jammer will mich fast niederdrücken.“

„Wohl ist unser lieber Vater unserer Tränen wert“, sprach Elisabeth, „doch was den Jammer und die Angst um die Zukunft betrifft, so bringe ich dir eine fröhliche Nachricht. Heute, als ich von der Mädchenpension zurückkehrte, winkte mir Eduards Meister vom Fenster. Ich ging hinauf, und nachdem er mir einen Stuhl angeboten und mir ungeniert die Mappe unter dem Arm hervorgenommen und darin zu blättern angefangen hatte, sagte er: „Es freut mich, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Bei der nächsten Bilderausstellung wird es Ihrem Bruder und Ihrem Vetter an

Anerkennung ihrer Leistungen nicht fehlen, denn die Bilder der beiden jungen Leute, besonders das Eduards, besitzen wirklich große Vorzüge, ja sagen sie Ihrer Mutter, daß es einst in ihrem sorgenvollen Dasein hell tagen wird. Eduard wird und muß seinen Anlagen nach ein hervorragender Künstler werden.“

„Wie, ist es auch wirklich wahr, was du hier sprichst“, rief die Mutter mit freudig zitternder Stimme. „Mein Eduard, meine Hoffnung und mein Trost, wirst du einst durch deinen Ruhm den Lebensabend deiner Mutter verschönern, wie dein gutes Herz und dein guter Wille es mir tausendmal gelobt haben?“

„Es sind genau des Meisters Worte. Seit jener Katastrophe auf seinem Landgut liebt er Eduard wie seinen Sohn“, erwiderte Elisabeth. Sie verschwieg aber der Mutter die Bedenken, die der Meister trotz seiner warmen Teilnahme für Eduard und vielleicht eben deswegen in einem längeren Gespräch mit ihr über dessen heftiges, leidenschaftliches Wesen und über Hugos Leichtsinns entwickelt hatte. „Es sind Fehler“, hatte er gesagt, „welche unter Umständen die schönsten Hoffnungen zertrümmern können.“

Die Mutter schien nach dieser fröhlichen Nachricht etwas beruhigt zu sein, und Elisabeth trat an das offene Fenster und schaute sinnend in die helle Frühlingspracht hinaus, sie dachte an Tod und Grab des Vaters und an ihr eigenes Schicksal, und ihre Züge drückten ruhige Ergebung aus; aber nach und nach wurden sie von einer sanften, ernststen Freude durchschimmert, und ihre wunderbaren Augen strahlten hell wie die Sonne, denn sie hatte den Blick von dem teuern Grabe weggewandt und nach ihrem eignen Innern gerichtet. Wohl konnten deine Augen bei diesem Anblick im verklärtesten Licht der Freude leuchten, o Elisabeth, denn seitdem dein unerbittliches Schicksal, das du allein kanntest, alles Irdische in deinem reinen Herzen erstickt hatte, war deine Seele wie ein blühender Sommergarten, wo tausend schlummernde Knospen zu wunderbaren

Blumen aufgeblüht waren, tausend lebendige Quellen aus ewigen Borneu sprudelten und tausend Nachtigallenlieder mit den Harmonien der ewigen Schöpfung verschmolzen. Ja, es grünte und blühte darin in unvergänglicher Schönheit, denn diese helle Sommerpracht war von dem lebendigen Strahl der Himmels-sonne geweckt worden, welche reine Menschenliebe heißt. Elisabeth wurde durch den Eintritt Eduards und seines Vetter's Hugo aus ihrer Versunkenheit geweckt. Eduard, dessen scharf ausgeprägte Züge einen leidenschaftlichen Charakter ausdrückten, warf sich mißmutig in einen Stuhl. Hugo nahm an einer Ecke des Tisches Platz. Dieser war ein schöner Mann. Seine Züge waren von großer Regelmäßigkeit, seine feurigen blauen Augen strahlten vor jugendlichem Uebermut, und auf seiner Stirn schien eine unverwüßliche Heiterkeit zu thronen. Er trällerte ein lustiges Liedchen, welches zu der fast feierlichen Stille, die im Gemach herrschte, einen unangenehmen Kontrast bildete. Um Eduards Mund zuckte es wie im Zorn.

„Mutter“, sprach er mit einem unwilligen Seitenblick auf Hugo, „heute hast du wieder einen recht traurigen Tag.“

Hugo fühlte den Stich und warf ihm einen Blick voll spöttischer Reckheit zu, verstummte aber sogleich. „Liebe Tante“, sprach er, „wie ganz anders wäre es, wenn du dein ewiges Grämen bleiben lassen und dich endlich in dein Schicksal ergeben würdest. Wie manche Träne, wie manche schlaflose Nacht würdest du dir ersparen, die den Deinen doch nichts nützt.“

„Du bist noch zu jung, um so zu sprechen, mein gutes Kind“, unterbrach ihn die Tante in sanftem Ton, „wenn das Schicksal so schwer auf dir lasten würde, so würdest du dich wohl schwerlich so leicht unter sein Joch schmiegen.“

„Ich glaube, ich würde es. Hört, ihr lieben Leute, seht auf mich, nehmt ein Beispiel an mir — —“

„Schön, herrlich“, unterbrach ihn Eduard laut auflachend. „Hört ihr es wohl? An ihm, dem Weisen, dem Musterbild,

sollte die ganze Welt ein Beispiel nehmen. Kein übles Zeichen seiner Bescheidenheit. Warum predigst du das nicht lieber von der Kanzel? Gewiß würde es dir an Anhängern nicht fehlen. Gewiß würde sich bald eine Gemeine lustiger Brüder um dich versammeln, denen dein Beispiel besser gefallen würde als die Worte des Pfarrers.“

„Ich rede im Ernst“, sprach Hugo, ohne sich durch Eduards Worte im mindesten beleidigt zu fühlen. „Ich nehme die Welt, wie sie sich mir gibt. Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt, gräme mich nicht sehr darüber. Ich genieße den Augenblick, ohne mich mit Sorgen an den morgigen Tag zu quälen, spielt mir einmal das Geschick einen schlimmen Streich, so suche ich es in einer lustigen Gesellschaft zu vergessen, und wird mir ein Mädchen untreu“, fuhr er fort, indem er aufstand und Eduard auf die Schulter klopfte, „so tröste ich mich mit einem anderen.“ Eduards Lippen erbeben, er machte eine Bewegung, als wolle er die Hand, die auf seiner Schulter ruhte, wegreißen. Aber er hielt an sich und versuchte, eine gleichgültige Miene anzunehmen. „Ueberdies steht ein griesgrämiges Gesicht einem jungen Kerl schlecht an. Frisch, freudig und munter, so überwältigt man das Schicksal, so erobert man die Welt und die Herzen; auch bei den Mädchen hat so eine klägliche Nachteule kein Glück“, fuhr Hugo lachend fort. Eduard rückte mit seinem Stuhl heftig von ihm weg und schoß ihm einen wütenden Blick zu. Hugo bemerkte sehr wohl die gereizte Stimmung Eduards, wurde aber um so lustiger. Er pfiß, sang, lachte, ohne darauf zu achten, daß sein Benehmen niemandem in der Stube gefiel. „Mennchen, mein Viebling“, sprach er zu dem kleinsten Mädchen, „warum drückst du dich so scheu von mir weg, komm zu deinem lustigen Vetter, wir wollen tanzen.“ Somit faßte er das Kind beim Köpfschen, und indem er dessen Locken zurückstrich, murmelte er halb singend: „Blaue Augen, blondes Haar oder auch schwarze Augen, schwarzes Haar —“

„Oder auch“, sprach Eduard verächtlich, „braune Augen,

braunes Haar, das ist ja alles schön, und dir kommt es auf die Farbe gar nicht an.“

„Hört“, sprach Elisabeth dazwischen, welche bis jetzt schweigend, aber mit besorgten Blicken die beiden Jünglinge beobachtet hatte, „laßt solche müßigen Gespräche sein. Ich habe schon lange gedacht, wir könnten wieder ein kleines Fest arrangieren; wir haben schon sehr lange nicht mehr Scheiben geschossen und sind gewiß alle aus der Übung gekommen. Das Wetter verspricht schön zu bleiben, und so könnten wir morgen wieder hinten im Garten ein wenig schießen.“

Es war Elisabeth wahrlich nicht viel um das Schießen zu tun, obwohl sie früher, ungeachtet ihres Geschlechts, diese Kunst, in der sie, wie jedermann bekannt, eine Meisterin war, mit Vorliebe getrieben hatte, zur Verwunderung ihrer Bekannten, welche ihre Freude an diesem männlichen Vergnügen mit ihren sanften, weiblichen Eigenschaften nicht zusammenreimen konnten. Aber sie hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß zwischen Hugo und Eduard ein gespanntes Verhältnis waltete, und darum trachtete sie darnach, die beiden so viel als möglich unter ihrer Aufsicht zu halten. Sie fühlte sehr wohl den besänftigenden Einfluß, den sie auf diese jugendlichen Hitzköpfe ausübte. Ihr milder Sinn stimmte sie mehr zur Güte und Versöhnlichkeit, ihr ungetrübtes, sanfttheiteres Wesen trat ihren Schroffheiten oft ausgleichend entgegen; ein Wort, ein Blick von ihr reichte oft hin, sie in irgendeiner gehässigen Rede zu unterbrechen. Sie hoffte, sie durch ihre Verständigkeit zur Eintracht zu zwingen. Früher hielt sie die Eifersucht in der Kunst für den Grund ihrer Zwietracht, heute glaubte sie aber eine ganz andere Eifersucht an ihnen entdeckt zu haben. Sie dachte an Eduards wildes, leidenschaftliches Wesen und an Hugos Unbedachtsamkeit und fühlte eine unsägliche Angst darüber in ihrem Herzen aufsteigen.

Am Abend des folgenden Tages saß Elisabeth im Garten. Ihr Stuger, mit dem sie heute wieder meisterhaft

geschossen hatte, lag auf der Bank neben ihr. Ihre Finger spielten mechanisch mit dem Papier der durchlöcherten Scheibe, und ihre Augen verfolgten gedankenvoll die eilenden Wolfenzüge, während ihr Körper matt und eingesunken an der Banklehne ruhte. Da nahte sich ihr Eduard. Sie streckte ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand entgegen. „Bruder“, sagte sie, „setz dich her zu mir, ich habe ein Wort mit dir zu reden. Sag, was ist zwischen dir und Hugo vorgefallen? Ihr seid nicht mehr wie früher, ihr sprecht nur gezwungen miteinander, und wenn ihr es tut, so sind eure Reden Gift.“

„Der Glende“, brach Eduard los, und ein paar Zornestränen traten in seine Augen, „hast du gemerkt, wie er mich mit Geringschätzung behandelt, wie er mich in einemfort verspottet und verhöhnt, und nicht nur hier tut er das, sondern auch in Gesellschaft seiner sauberen Brüder. Und doch bin ich nicht schlechter als er; in der Kunst kann ich mich mit ihm messen, an Bildung stehe ich ihm nicht nach, und mein Lebenswandel ist tadelloser als der seinige.“

Der heutige Tag hatte Elisabeth noch fester überzeugt, daß des Bruders und Veters Zwietracht einen wichtigen, ihre Leidenschaften tief berührenden Grund haben mußte. Das war keine vorübergehende Spannung; sie sah an Hugos verächtlichem Benehmen, welches einen kaum zu bezähmenden Groll verschleiern sollte, an Eduards drohenden, zornfunkelnden Blicken, daß der Haß schon sehr tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Sie beschloß, um jeden Preis die Ursache davon zu entdecken.

„Also, warum tut er das“, fragte sie den Bruder weiter, „er muß doch einen Grund haben, denn früher war er nicht so.“

„Ich weiß nicht“, antwortete Eduard langsam, „er tut es aus Hochmut, aus Stolz, er möchte mich gern in der Kunst überflügeln, sieht aber, daß es ihm nie gelingen wird, und deswegen läßt er mich seinen Zorn auf diese unwürdige Weise entgelten.“

Elisabeth fühlte aus dem Ton, mit dem Eduard sprach, daß dieser selbst von der Wahrheit seiner Worte nur teilweise überzeugt war. Daß der Vetter auf Eduards ungewöhnliches Malertalent, vielleicht sich selbst unbewußt, eifersüchtig war, hatte sie schon längst bemerkt, aber sein jetziges zuversichtliches, übermütiges Benehmen ließ ahnen, daß er über den Bruder irgendeinen Vorteil errungen, daß er ihm in irgend etwas überlegen war.

„Aber wenn dem so ist, warum bezahlst du ihm nicht Hohn mit Hohn, Spott mit Spott, wie du es früher tatest, warum zeigst du ihm gegenüber diese Gedrücktheit, diese Niedergeschlagenheit?“

Eduard sah düster vor sich hin, antwortete aber nichts.

„Sage mir den wahren Grund, mein Eduard; deiner Schwester kannst du es wohl sagen.“

Eduard verharrte bei seinem Schweigen.

„Willst du es nicht sagen“, fragte sie wiederholt.

Eduard machte Miene, wegzugehen.

Sie versuchte ihm auf andere Weise beizukommen und ihn zum Reden zu zwingen.

„Hugo ist nicht schlecht“, sagte sie, „sein Benehmen gegen dich rührt nicht von Bosheit her, sondern nur von Leichtsinne und Unüberlegtheit.“

„Was, willst du Hugo in Schutz nehmen? Liebst du ihn noch und hoffst, daß das verirrte Schaf sich noch zurückfinden werde? Wahrlich, Elisabeth, das wäre eine vergebliche Hoffnung, denn Hugo liebt dich nimmermehr, hat dich nie geliebt, liebt jeden Tag eine andere.“

„Ich liebe Hugo nicht mehr als jeden anderen Menschen, und daß ich einst seine Verlobte gewesen bin, kommt mir gar nie mehr in den Sinn“, sprach Elisabeth nach einer Weile, froh, daß sie dem Bruder ein Wort abgewonnen hatte, „aber dich liebe ich, und dir möchte ich das Herz leichter machen, wenn ich wüßte, wo es dir fehlt. Deswegen teile mir deinen Kummer mit; du weißt, geteilter Schmerz ist halber Schmerz.“

„Mir fehlt nichts“, sagte Eduard, indem er rasch aufstand und auf das Haus zuschritt und so Elisabeths weitzern Fragen ent schlüpfte. Elisabeth sah ihm mitleidig nach. „Also hat mich meine Ahnung nicht getäuscht“, dachte sie. „Also Eifersucht ist es, Eifersucht in der Liebe? Armer Bruder; und du leichtsinniger Hugo, wie viele Mädchen hast du schon nach mir mit Liebesbanden umstrickt? Sprudelkopf, wirst du niemals zur Vernunft kommen? Oh, was für unselige Folgen können aus dieser Eifersucht entstehen! Armer Bruder, o ich verstehe dich, ich fühle mit dir die Folterqualen deiner Seele, denn auch ich besaß einst ein heißes Herz, auch meine Seele begehrte stürmisch nach Glück und Liebe, und als das Schicksal mir beides versagte, wollte ich verzweifeln. Nun aber muß ich suchen, meine Entdeckungen weiterzuspinnen.“

Elisabeth war einst die Verlobte Hugos gewesen. Was zwischen den beiden vorgefallen war und ihre Trennung veranlaßt hatte, wußte niemand. Die Welt behauptete, der flatterhafte Hugo habe das Mädchen leichtsinnigerweise verlassen und ihr in ihrer Jugendblüte das Herz gebrochen, deswegen sei sie seit der Zeit so ernst und bleich. Auf die Fragen, die die Mutter und der Bruder an sie richteten, antwortete sie, sie seien beide zur Einsicht gekommen, daß ihre Charaktere zu verschieden seien, daß sie nicht zusammenpassen, deswegen seien sie übereingekommen, sich zu trennen. In der That wurde ihr Verhältnis nicht feindselig gebrochen, sondern hatte sich nur aufgelöst. Elisabeth benahm sich darauf freundschaftlich gegen Hugo und bat auch die Familie, das gleiche zu tun. Hugo sah eine Zeitlang wie das böse Gewissen aus, in Gegenwart Elisabeths zeigte er eine Art Scheu, nach und nach gewann er aber seine Sicherheit wieder und verkehrte mit der Familie wie vorher. Ihre Trennung fiel in die Todeszeit des Vaters. Niemand in der Familie dachte mehr an das Verhältnis, in dem die beiden einst zueinander gestanden hatten, als etwa Hugo, für den die Art, wie Elisabeth ihm ihre Trennung vorgeschlagen

hatte, noch immer etwas Räthselhaftes hatte. Es war nämlich am Tage vor dem Tode ihres Vaters gewesen, Hugo wandelte im Garten auf und ab und dachte eben darüber nach, wie er sich Elisabeths auf eine gute Art entledigen könnte, denn seitdem ihm ein anderer, glänzenderer Stern aufgegangen war, betrachtete er seine Verlobte als ein Hindernis zu seinem neuen Glück. Da trat Elisabeth aus der Türe. Hugo tat, als ob er sie nicht bemerkt hätte und wollte rasch in einen Seitengang einbiegen, aber Elisabeth rief ihm zu: „Hugo, du brauchst nicht mehr vor mir zu fliehen. Ich sehe seit einiger Zeit, daß du mich nicht mehr liebst, daß du mich zu meiden suchst. Vor wenigen Tagen wollte es mir fast das Herz brechen, aber nun ist es ein Glück. Ich gebe dir mein Wort zurück, du bist frei.“

„Wie, was ist ein Glück?“ fragte Hugo, hoch aufhorchend.

„Daß wir uns nicht mehr lieben, denn wisse, ich liebe dich auch nicht mehr; ich möchte nicht deine Frau werden und wenn du mich auf den Knien darum bitten würdest.“

Hugo, der noch vor wenigen Augenblicken nichts sehnlicher gewünscht hätte, als frei zu sein, fühlte sich von Elisabeths Worten seltsam betroffen. Fast fühlte er sich beleidigt.

„Warum nicht“, fragte er zögernd.

„Ich kann es nicht sagen, in vier oder fünf Jahren wirst du es erfahren. Ach, meine Seele ist traurig bis in den Tod, und ich liebe niemand mehr in der Welt.“

Aus ihren starren, weitoffenen Augen rann Träne um Träne, und ein Schauer schien ihr ganzes Wesen zu erfassen. Sie wandte sich langsam ab und ging in das Haus.

„Was mag sie haben, was mag ihr fehlen?“ fragte sein gutmütiges Herz mitleidig. „Vor wenigen Tagen wollte ihr das Herz fast brechen, weil sie zur Ueberzeugung gekommen war, daß ich sie nicht liebte, und nun ist es ein Glück? Trauer über meinen Abfall ist es also nicht, Trauer über die Krankheit des Vaters scheint es mir auch nicht zu sein. Es ist etwas, das sie mit Trauer und Entsetzen zugleich erfüllt.“

„Was mag sie haben?“ fragte er sich oft in der drauffolgenden Zeit, als Elisabeth düster und schweigend wie das Grab umherging, als ihre Rosenwangen sich in bleiche Lilien verwandelten und die Schönheit ihrer Jugend dahinwelkte.

„Was mag sie haben?“ fragte er sich zuweilen in der Stille der Nacht, wenn Elisabeth unvermerkt vor seiner Seele erschien in ihrer jetzigen ernst-heiteren Gestalt, in ihrer rührenden Sanftmut, in ihrer fast überirdischen Güte. Er sann vergebens darüber nach, denn nie mehr hatte Elisabeth eine Andeutung, ein drauf bezügliches Wort fallen lassen. Was es auch sei, Elisabeth ist das reinste Geschöpf, das jemals den Erdboden betreten hat, dachte er in seinen guten Stunden. Hugo hielt Elisabeth hoch und teuer, wenn er sie auch nicht mehr als seine Braut liebte, und wer weiß, wie weit er in seinem Uebermut gegen Eudard gegangen wäre, wenn Elisabeth nicht gewesen wäre.

„Schwester“, sprach Eduard eines Tages, „morgen findet die Eröffnung der Bilderausstellung statt, wir wollen zusammen hingehen, und du kannst auch Hugo einladen.“

„Warum auch Hugo?“

„Damit er sehe, daß ich besser male als er.“

„Das wird er sehen, auch wenn er allein hingeht, und überdies weiß er es schon längst.“

„Aber ich möchte es in seinem Gesicht lesen.“

„Eduard“, erwiderte Elisabeth, indem ein tiefer Schatten über ihr Gesicht flog, „ist es nicht möglich, diesen Neid, diese Eifersüchtelei zu überwinden? Solltet ihr euch nicht vielmehr als Brüder lieben, die ihr einander die nächsten Verwandten seid, die ihr zusammen aufgewachsen seid wie Geschwister, die die gemeinsame Liebe —“

„Was, die gemeinsame Liebe?“

„die gemeinsame Liebe zur Kunst selbst eng verbinden sollte? Ist es wirklich nicht möglich, sich zu vertragen und sich nebeneinander zu dulden?“

„Es ist nicht möglich“, antwortete Eduard mit troziger

Miene, und auf alles Zureden der Schwester hatte er dieselbe Antwort.

„So versprich mir wenigstens, daß du morgen weder mit einem Wort noch mit einem Blick Hugo fühlen lässest, daß er sich als Maler nicht mit dir messen kann, sonst werde ich ihn gar nicht einladen, mit uns zu kommen.“

Eduard besann sich eine Weile, dann versprach er es.

Elisabeths Vorsicht, ihm dieses Versprechen abzunehmen, wäre überflüssig gewesen, denn kaum waren sie am folgenden Tag ein paar Minuten im Saal, als sie ihn plötzlich zusammenzucken und glühendrot vor innerer Erregung werden sah. Er schien Hugo und die Bilder und die ganze Welt vergessen zu haben, denn unablässig verfolgten seine Augen eine lichte, liebliche Mädchengestalt, welche von einem Bild zum andern hüpfte, bald bei diesem, bald jenem verweilend, mit dem Rosenfinger darauf deutend und von Zeit zu Zeit das Gesichtchen, das allerdings dazu geschaffen zu sein schien, ein paar Maleraugen zu entzücken, zu der älteren Begleiterin wendend, ihre Bemerkungen dazu zu machen schien. Er sah nicht, wie ein bewundernder Menschenschwarm vor seinem Bilde stand, während der Platz vor Hugos Bild leer war, wie Hugos Gesicht sich bei dieser Wahrnehmung verfinsterte, wie dann wiederum ein triumphierendes Lächeln über seine Züge flog, als er die Ursache von Eduards Zerstreutheit entdeckte. Dieser sah nur, wie Hugo fest auf das errötende Mädchen zuschritt, mit ihr und der Begleiterin ein paar Worte wechselte, ihnen den Arm anbot und dann, mit einem spöttischen Nicken an ihm und der Schwester vorbeischreitend, aus dem Saal verschwand. Einen Augenblick blieb Eduard wie versteinert, dann fuhr er plötzlich auf und stürzte ihnen nach, Elisabeth, die seinen Arm nicht loslassen wollte, mit ihm. Fort riß er sie, den andern nach. Unaufhaltsam verfolgte er sie, und seine glühenden Blicke schienen die voraneilende Gruppe verschlingen zu wollen.

„Wohin willst du gehen?“ fragte Elisabeth etwas schüchtern.

„Ich muß, ich muß wissen“, rief er wie verrückt, „wie weit die beiden miteinander gekommen sind.“

„Das wirst du jetzt nicht erfahren“, erwiderte Elisabeth mit möglichster Ruhe. „Hugo wird des Meisters Tochter bis zur Haustür begleiten. Mit in das Haus zu gehen, wird er nicht wagen, und wenn er umkehrt, wird er uns begegnen, wenn wir nicht selbst schnell umkehren.“

Diese Worte brachten Eduard etwas zur Besinnung, und er ließ sich widerstandslos nach Hause führen. In seinem Zimmer angelangt, sank er in einen Stuhl.

„Also das ist es“, sprach Elisabeth mit einem Seufzer, „also Eifersucht zu des Meisters Tochter ist der Grund eurer unseligen Zwietracht. Warum hast du es mir bis jetzt verschwiegen?“

„Ich werde dir nun alles sagen“, sprach Eduard finster. „Ich bin unglücklich, unglücklicher, als du es begreifen kannst, denn ich liebe das Mädchen mit aller Glut meiner Seele und werde nicht wiedergeliebt, und daran ist Hugo schuld. Du weißt, daß der Meister es liebt, von Zeit zu Zeit am Sonntagabend seine Freunde und einige bevorzugte Schüler um sich zu versammeln, um in einem Kreise gleichgesinnter Genossen von der Arbeit der Woche auszuruhen und sich zu erheitern. An solchen Gesellschaften nahmen alle Mitglieder seiner Familie und auch einige befreundete Damen teil. Hier sah ich Silvia zum erstenmal. Ich war wie alle meine Kameraden von ihrer Schönheit entzückt, ohne zu ahnen, wie verderblich diese mir werden konnte. Ich näherte mich ihr unbefangen, und sie kam mir unbefangen und freundlich entgegen. Wir sprachen viel miteinander, denn ich suchte so viel als möglich in ihrer Nähe zu sein, mehr um sie zu betrachten, als weil ich an ihrem Gespräch besonderes Interesse gehabt hätte. Wurde sie anderweitig in Anspruch genommen, so zog ich mich in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück, um mich ungestört der Lust überlassen zu können, meine Augen an diesem schönen Werk der Schöpfung zu weiden. Stundenlang konnte ich mich in den

Anblick dieser engelreinen Züge, dieses lieblichen, stets wechselnden Mienenspiels, dieser vollendeten Formen versenken. Nach einem solchen Genuß schien es immer, als gehe ich frischer und freudiger an die Arbeit, als werde der poetische Hauch, der ihre Erscheinung umwehte, der sonnige Strahl, den ihre Anmut in mein Herz goß, auch auf meine Arbeiten übertragen. Von dieser Zeit an nahmen meine Kräfte einen viel höheren Aufschwung, es war mir, als sei erst jetzt der Sinn für echte Schönheit in mir geweckt worden, als seien mir die Augen, die mit Blindheit geschlagen gewesen, erst jetzt aufgegangen. Was ich bis jetzt geschaffen, kam mir steif und hölzern, ja läppisch und lächerlich vor und widerte mich an. „Ich will ein neuer Mensch werden“, rief ich aus. Nun ich das Bild der Schönheit, das tiefempfunden, aber unerkannt in meiner Seele geschlummert hat, mit diesen meinen Sinnen wahrgenommen habe, verstehe ich, wie ich dem, was meine Seele durchglüht und berauscht, wahren, vollendeten Ausdruck geben soll, und unermüdet werde ich nach Wahrheit und Vollendung ringen. Ach, wie wird sich Mutter freuen, wenn einst die Welt den Lorbeerkranz auf die Stirn des geliebten Sohnes drücken wird! Wie werden ihre Kummertränen sich in Tränen der Freude und des Dankes verwandeln, und wie werden meine Elisabeth und meine übrigen kleinen Geschwisterchen auf den ruhmgekrönten Bruder stolz sein! — Ach, diese schönen Träume sind verflogen, und ich bin nichts als ein schwacher Mensch, der nicht einmal diese elende Leidenschaft zu besiegen imstande ist.“ Ein tiefer Seufzer entwand sich bei diesen Worten seiner Brust, und nach einer Weile fuhr er fort: „Ich merkte nicht, wie das Bild Silvias sich allmählich in alle meine Gedanken und Träume einschlich, wie es sich meiner ganzen Seele bemächtigte, wie alle meine weiblichen Gestalten ihre weichen Züge, ihren seelenvollen Ausdruck, ihre anmutigen Formen verrieten, bis einst der Meister, vor einem meiner Bilder verwundert stehend, ausrief: ‚Teufel, das ist ja meine Silvia.‘ Ich fühlte, wie eine jähe Flamme

mein ganzes Wesen durchzuckte und stotterte etwas von zufälliger Aehnlichkeit. Der Meister schien meine Verlegenheit nicht zu beachten, sondern fuhr fort, mein Bild, das seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien, zu kritisieren. Ich hörte nicht viel darauf, denn in diesem Augenblick war ich mir plötzlich der Leidenschaft bewußt worden, die sich meiner bemächtigt hatte. Ich erschrak heftig darüber. Wie, sprach ich, du so jung und unberühmt, in einer so unsicheren Stellung, willst es wagen, die Augen zu des Meisters Tochter zu erheben? Fort mit solchen müßigen Träumereien. Mutter und Geschwister, die in Kummer und Noth sind, sollen deine Liebe sein. Ernste Pflichten liegen auf dir; ihrer aller Augen sind auf dich gerichtet; du bist die einzige Hoffnung und Stütze der Familie. Ein Egoist, ein erbärmlicher Mensch müßtest du sein, wenn du in solchen Verhältnissen noch an dich denken wolltest. Ich faßte den Vorsatz, meiner Liebe zu entsagen, das Haus des Meisters so selten als möglich zu besuchen und nur eurem Wohl und Heil zu leben. Am folgenden Tag waren wir auf des Meisters Landgut eingeladen. Ich bemerkte gegen Hugo, ich wolle die Einladung ablehnen, da ich keine Lust hatte, mitzugehen. ‚Du hast recht‘, sagte Hugo, ‚es wird ziemlich langweilig zugehen, denn wie ich höre, sind die Frauen, wenigstens die jungen, diesmal nicht dabei.‘ Hiemit wollte ich gehen, wurde aber von Hugo noch zurückgehalten. ‚Höre‘, sprach er, ‚wegen Silvia — in die du verliebt bist — laß dir kein graues Haar wachsen, — wenn sie dir etwa weggeschnappt würde. Ich will es dir aufrichtig sagen, du hast es mit einem Nebenbuhler zu tun, einem mutigen, lebenslustigen Burschen, der es noch mit ganz anderen Kerls aufnehmen würde, als mit dir, der in Liebesabenteuern bewandert ist und sich auf Mädchen versteht. Dieser Nebenbuhler bin ich, und ich sage dir, ich werde dich bei dem Mädchen ausstechen noch bevor ein Monat um ist. Du bist Meister in der Kunst, und das vergisst du niemals, und ich bin Meister bei den Mädchen, und das wirst du erfahren.‘ Die Art, wie er mir dieses

sagte, hatte etwas Verlegendes, Herausforderndes, das mich überraschte; es ließ sich daraus schließen, daß er schon irgend- einen Beweis ihrer Zuneigung erhalten hatte. Ich fühlte einen Stich im Herzen, erwiderte aber so gleichgültig als möglich: „Ich bin in Silvia nicht verliebt, und wenn ich es wäre, so würde ich dir freiwillig das Feld räumen, denn in meinen Verhältnissen, im Hinblick auf die Not meiner Mutter und Geschwister, wäre es ein Frevel, mich in unbeachtliche Kämpfe zu stürzen, welche die unausbleiblichen Folgen dieser Liebe sein müßten und mir die Kraft und Lust nehmen würden, für die Meinigen zu schaffen und zu sorgen.“ — „Narr“, sprach Hugo, „wer wird in deinem Alter solche Bedenken haben!“ — „Die Pflicht und die Liebe zu den Meinigen“, erwiderte ich, und verließ das Haus. In der Voraussetzung, daß ich Silvia nicht sehen werde, machte ich am folgenden Tag den Ausflug auf des Meisters Landgut mit. Meine Voraussetzung hatte mich getäuscht. Silvia und ihre Freundin empfingen uns im Garten. Sie kam mir und Hugo, die zu gleicher Zeit eintraten, freundschaftlich entgegen, wenn gleich, wie es mir schien, nicht so unbefangen wie früher. Ich entfernte mich von ihr gleich nach der ersten Begrüßung und wandelte allein im Garten herum, um Traurigkeit, die sich meiner bemächtigen wollte, in der Stille zu bemeistern und dann wieder fröhlich zur Gesellschaft zurückkehren zu können. Auf meinem einsamen Gang kam ich auf einen schmalen Weg, der steil aufwärts führte. Ich verfolgte ihn und kam auf eine kleine Felsenterrasse. Die Geschichte, die sich darauf ereignete, ist dir bekannt, aber nicht die näheren Umstände, die sie begleiteten. Rechts von der Terrasse rauschte in einiger Tiefe der Fluß, links über- sah ich den Garten, in welchem im Morgenwind ein Blumen- meer wogte, und in diesem Blumenchaos strahlte sie in ihrem hellen Kleid wie ein glänzender Stern im Abendgewölk. Ich sah, wie sie bei Hugo stand und plauderte, wie sie sich bald an diesen, bald an jenen aus der Gesellschaft wandte, mit der Hand nach der Terrasse wies, wo ich stand, wie sich dann

alle erhoben und die Richtung nach der bezeichneten Stelle einschlugen. Bald hörte ich in meiner Nähe lachende Stimmen, sah eine Gestalt nach der anderen aus dem grünen Gebüsch unter mir hervortauschen, sah sie den steilen Pfad heraufklimmen und auf der kleinen Terrasse ankommen. 'Wie, Sie schon hier, ganz einsam in so romantischer Lage? Woher kennen Sie den Platz?' fragte Silvia verwundert, indem sie sich zu mir setzte und die andern, so gut es ging, sich auf dem schmalen Raum zurecht machten. 'Nicht hier, Fräulein Silvia', rief Hugo, während er aus dem Gebüsch eine Harfe hervorzog, die er, mit der Vertlichkeit des Gartens bekannt, wahrscheinlich abends vorher zu dem Zwecke hatte verstecken lassen, 'setzen Sie sich an den Rand des Felsens, und gönnen Sie uns zu der schönen Aussicht auch noch die Freude, Sie einmal als Lorelei zu sehen. Hier die Harfe und das Lied von der verführerischen Jungfrau.' Das Mädchen wollte ihm anfangs nicht willfahren, gab aber endlich den Bitten aller nach. 'Noch ein Kranz von Rosen', rief Hugo, indem er aus dem nahen Rosenstrauch schnell ein paar Rosen brach und sie zu einem Kranz wand. Das Mädchen errötete tief. Die Verwirrung hatte ihr den Mut genommen, sich zu wehren. Der Kranz war fertig, und Hugo beeilte sich, ihn ihr zu überreichen, was ihm aber auf dem schmalen, von Menschen überfüllten Platz nicht gelang. Ein älterer Herr nahm ihm denselben aus der Hand und übergab ihn mir, der an ihrer Seite saß. Ich erhob mich, um sie zu bekränzen. Das Mädchen kniete vor mir nieder mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Köpfchen. Die Sonne schien hell auf Nacken und Haupt der knienden Gestalt, und ich drückte mit bebenden Händen den Kranz auf das Lockenhaupt. So schön hatte ich sie niemals gesehen, und ihr Anblick raubte mir fast die Besinnung. Sie schlug die Augen auf, und als sie in die meinigen sah, die wohl voll liebender Inbrunst und flehender Bitte auf ihr ruhen mochten, errötete sie noch mehr und wollte rasch aufstehen. Aber die Harfe, die am Boden lag, kam ihr unter die Füße, sie strauchelte, fiel und —

stürzte über den Abhang in den Fluß. Ein Schrei entfuhr aller Lippen; ich aber, ohne mich zu besinnen, ohne daß jemand Zeit hatte es zu verhindern, stürzte mich mit einem Sprung ins Wasser ihr nach. Was hier vorfiel, wie mir das tolle Wagnis gelang, weiß ich nicht mehr. Liebe und Verzweiflung gaben mir übermenschliche Kräfte. Ich entsinne mich nur noch, daß ich sie endlich, endlich erreichte, in meinen Armen hielt, und daß es mir nach einer unsäglichen Anstrengung gelang, mich mit ihr auf einen großen Stein zu schwingen. Wir bluteten beide, sie lag starr und anscheinend leblos neben mir, ich fühlte es dunkel vor meinen Augen werden und warf mich nieder auf den Stein. Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in einem Gemach des Landhauses auf einem Sofa hingestreckt. Vor mir stand der Meister; 'dem Himmel sei Dank', sprach er mit Tränen in den Augen, 'Schaden haben Sie keinen genommen. Oh, du mein Gott, was für ein Wunder ist es, daß Sie mit meinem armen Kind nicht in den kühlen Fluten des Flusses begraben liegen. Oh, wie kann ich Ihnen jemals danken, wie kann ich Ihnen jemals vergelten, was Sie an mir getan haben. Ohne Sie wäre ich jetzt der ärmste Vater unter der Sonne. Doch fordern Sie, fordern Sie von mir, was Sie wollen. Alles sollen Sie haben, was in meiner Macht steht. Alles, alles, was sie wollen, kein Preis soll mir zu hoch sein! Und nun zu ihr, wenn Sie können. Wir wollen ihr keinen Augenblick das Glück vorenthalten, ihren Retter zu sehen und ihm danken zu können.' Ich ließ mich willenlos wegführen, denn das Glück, das mir des Meisters Worte in Aussicht gestellt hatten, hatte meine Sinne umnebelt. Wir traten in ein kleines Gemach, in einer Ecke stand ein Bett, das durch weiße Vorhänge verhüllt war. Der Meister trat rasch darauf zu, zog die Vorhänge auseinander und sagte leise, mit vor Tränen erstickter Stimme: 'Silvia, mein Herzenskind, sieh her, hier ist dein Retter, danke ihm, danke ihm!' Silvia schlug die müden Augen auf, lächelte mir unter Tränen entgegen, erfaßte meine Hände und drückte

sie an ihre Lippen; reden konnte sie nicht. — Elisabeth, das war der glücklichste Augenblick meines Lebens, und noch jetzt durchschimmert die Erinnerung daran die finstere Nacht, die meine Gedanken umlagert, wie ein sanfter, ferner Mondstrahl das düstere Grauen einer Winternacht erhellte und mildert. Hätte ich ihr in diesem Augenblick meine Liebe gestanden, wäre sie wohl unter dem noch so frischen Eindruck des Entsetzens und vom Gefühl des höchsten Dankes erfüllt, ihrem Retter ans Herz gesunken. Doch mein Herz war so voll von Glück und Liebe, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Ich fühlte im innersten meiner Seele, daß mein Leben von nun an an das ihrige gekettet war, daß mein Dasein auf ewig gestört wäre, wenn ich von ihr lassen müßte. — Der Arzt gebot Ruhe, und der Meister zog mich vom Bett weg. Sein milder, gerührter Blick sagte mir, daß er in meiner Seele gelesen hatte. Wir wollten nun Anstalten treffen, um von hier wegzukommen, und auch Silvia nach Hause zu schaffen, sagte er. „Mein Kutscher wird Sie zuerst nach Hause führen, dann schicken Sie gleich den Wagen zurück, und ich und Silvia, die sich unterdessen noch erholen wird, kommen nach.“ Mir war es lieb, zur Ruhe zu kommen, denn nach all den gehaltenen Eindrücken fühlte ich mich todesmatt. Noch einen Händedruck, noch einen Blick voll Dank vom Meister, und ich ging hinunter zum Wagen, stieg ein, und fort rollte dieser, der Stadt zu.

Du weißt nun, wie ich infolge aller dieser Erlebnisse in eine ernste Krankheit verfiel, die mich wochenlang ans Bett fesselte, wie mich der Meister tagtäglich besuchte und mich mit der liebevollsten Aufmerksamkeit verpflegte. Ich fragte immer nach Silvia, und der Meister überbrachte mir jedesmal ihre Grüße. Ich war der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden, meine Gedanken waren stets mit ihr beschäftigt. Ich betrachtete sie als mein Gut, mein Eigentum, das keine Macht auf Erden mehr aus meinem Herzen reißen konnte. Es hatte sich herausgestellt, daß sie vom Fall einen Armbruch davongetragen hatte; sie befand sich aber besser und

durfte das Bett vor mir verlassen. Nun hoffte und erwartete ich täglich ihren Besuch, und so oft ich den Schritt des Meisters vor der Türe hörte, klopfte mein Herz vor freudiger Erwartung. Aber sie kam nicht. Ich fing nun an, mich mit tausend Gedanken zu quälen. 'Sie ist vielleicht nicht ganz genesen, wohl todeskrank, und der Meister, der deine Gefühle für sie erkannt hat, verheimlicht es dir aus Schonung.' 'Nein', tröstete ich mich ein anderes Mal. 'Die Liebe macht sie schüchtern, und der Anstand verbietet ihr, einen jungen Burschen wie ich im Krankenzimmer zu besuchen, sie will das Aufsehen vermeiden, das ein solcher Schritt in der Welt verursachen würde.' Zwar sagte wieder eine Stimme in mir, daß man unter solchen Umständen dergleichen Rücksichten vergessen dürfe und solle, aber wieder hatte mein Herz tausend Entschuldigungen für sie. Daß sie mich nicht besuchen wollte, kam mir niemals in den Sinn. Sie war ja mein, vom Schicksal selbst mir zugedacht, ihre Augen voll Tränen, ihre bebenden Lippen, die sie stumm auf meine Hände gedrückt, des Meisters ganzes Benehmen hatten es mir bezeugt. Endlich konnte ich aufstehen, und mein erster Gang war zu ihr. Wie mein Herz klopfte, wie meine Knie zu sinken drohten, als ich mich ihr wieder gegenüber befand und meine Augen sich in die ihrigen senkten! Sie kam mir freundlich, herzlich entgegen, bedauerte meine Krankheit und sagte mir viel Liebes und Gutes. Der Meister, der zugegen war, wetteiferte mit ihr in Güte und Liebe. Und doch, als ich mich wieder allein in meinem Zimmer befand, fühlte ich mich verstimmt und unbehaglich, ich wußte nicht warum. Ich hatte ein ganz anderes Benehmen von ihr erwartet, und doch fand ich in ihrem Reden und Handeln gar nichts zu tadeln. Doch war dieses unbehagliche Gefühl bald verschwunden, und ich dachte wieder ungetrübt an sie. Am folgenden Sonntagabend versammelte der Meister wieder seine Freunde in seinem Hause. So gern ich Silvia früher gesehen hätte, bezwang ich meine Sehnsucht und wartete bis zum bestimmten Abend. Als ich eintrat, war die Gesellschaft schon

versammelt. Silvia saß neben Hugo in strahlender Schönheit und schien in ein tiefes Gespräch versunken zu sein. Als sie mich gewahrte, kam sie rasch und fröhlich auf mich zu und führte mich zu Hugo. Sie sprach viel und lebhaft und war heiter, zu heiter. Man hatte die bleiche, kaum dem Tode entronnene Silvia, die aus überwallendem Herzen mit einem rührenden, todesmüden Lächeln, mit stummen Dankesjähren ihren Mund auf ihres Retters Hände preßte, nicht mehr erkannt. Hugo schien das reizende Mädchen mit den Augen verschlingen und sie mit seinen Huldigungen förmlich bestürmen zu wollen. Silvia wandte oft das Antlitz von ihm weg und mir zu und lächelte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich, wie ein Blitz, durchfuhr der Gedanke meinen Kopf: ‚Du bist in einem entsetzlichen Wahn, sie liebt dich nicht.‘ Mit zitternder Angst beobachtete ich das Mädchen, und immer mehr bemächtigte sich meiner der schreckliche Gedanke. Ich konnte mich zuletzt nicht halten, sprang auf und flüchtete mich ins Nebenzimmer. Hier saß ich lange brütend, voll Mißmut, in wachsender Unruhe. Plötzlich trat Silvia ein. ‚Du mein Gott, was fehlt Ihnen, warum haben Sie uns so plötzlich verlassen, Sie sind doch nicht krank?‘ fragte sie in einem Atemzug, und in ihren Augen spiegelte sich eine wahrhafte Beunruhigung. Der Anblick des heißgeliebten, um mich besorgten Mädchens, dem ich in hoffnungsloser Liebe nach manchem harten Kampf entsagt hatte, das mir dann unverhofft vom Schicksal gleichsam ans Herz geworfen wurde, und das ich wieder, nachdem es meine Seele mit tausend Banden an sich gefesselt hatte, zu verlieren fürchtete, erfüllte mich mit Wehmut, und ich erwiderte: ‚Ich dachte, wie glücklich ich war, als ich Sie unter dem Wasser in meinen Armen hielt.‘ — ‚Aber du mein Gott, wie kann Ihnen in einer so heiteren Gesellschaft die Erinnerung an den schrecklichen Augenblick kommen?‘ Diese Worte berührten mein Herz mit einem eiskalten Hauche; ich sah darin die Bestätigung meiner Befürchtung. ‚Silvia‘, rief ich ausbrechend, ‚bedenken Sie auch, daß derjenige, an den Sie diese Worte richten, mit

Freuden tausend Leben für Sie dahingegeben hätte?' Das Mädchen schien ängstlich zu werden. 'Wie', sprach sie nach einer Weile, 'zweifeln Sie an meiner Dankbarkeit? Fordern Sie Beweise dafür. Stürzen Sie sich ins Wasser, stürzen Sie sich ins Feuer, und ich werde mich Ihnen ohne Bedenken nachstürzen und den Tod nicht scheuen, um Sie den Elementen abzurufen. Fordern Sie Beweise, ich gewähre Ihnen im voraus alles, was in meiner Macht steht. Aber ich flehe, seien Sie heiter und glücklich, wenn Sie mich heiter und glücklich sehen wollen, und nun fort, wir dürfen nicht länger wegbleiben, wenn wir nicht Aufsehen erregen wollen.' Bevor ich zur Besinnung kommen konnte, hatte mich das Mädchen wieder in das Gesellschaftszimmer gezogen und bewegte sich darin so heiter und unbefangen, als ob nichts geschehen wäre. Sie schien mich vor allen zu bevorzugen und auszuzeichnen und rief mir dann und wann leise eine Aufmunterung zur Freude zu. Hugo versuchte nicht wieder, sich ihr zu nähern, und sie beachtete ihn nicht. Erst als wir uns verabschiedeten, sah ich, wie er sich vor ihr verneigte, ihr lachend ein paar Worte sagte, und wie ihr Antlitz plötzlich von einer brennenden Röte übergossen wurde. In meinem Zimmer angelangt, überließ ich mich erst recht meinen Zweifeln und Befürchtungen. Welche Höllennacht ich verbrachte, kannst du dir vorstellen, meine Elisabeth, als ich mich so grausam aus meinen süßen Träumen gerissen sah, denn zu deutlich hatte ich in des Mädchens Augen gelesen. 'Ich liebe dich wohl ein wenig', hatte ich darin gelesen, 'aber nicht aus Liebe, sondern aus Dankbarkeit.' Was tun, war der schmerzliche Aufschrei meines Herzens, aufgeben kann ich sie nicht mehr, ohne darüber zugrunde zu gehen. Um sie ringen, kämpfen will ich, bis sie von meiner Treue gerührt, sich mir übergibt. Ja, wenn Hugo nicht wäre, — da durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke, und er wurzelte, wuchs, reifte, wie das giftige Unkraut zur verderblichen Frucht. Ich faßte in derselben Nacht den unseligen Entschluß, mich Hugo zu entdecken und, auf seinen Edelmut bauend, ihn zu bitten,

von seinen Bewerbungen um das Mädchen abzustehen, da es doch eigentlich mir gehöre, ohne den ihr Leben längst ausgelöscht wäre.

„Weißt du, was mir Hugo darauf antwortete?“ fuhr Eduard mit vor Aufregung zitternder Stimme fort. „Schäme dich, Kerl, dich so weit zu erniedrigen, deinen Nebenbuhler um Schonung zu bitten. Weißt du auch, daß wenn der romantische Zwischenfall auf der Felsenterrasse, um den ich dich in die unterste Hölle verwünsche, nicht stattgefunden hätte, ich mit dem Mädchen längst im reinen wäre?“ Ich war beschämt, verletzt in der tiefsten Seele. Hohn hatte ich keinen erwartet und verdient. Ich stürzte fort von seinen Augen mit Wut und Haß im Herzen und der glühenden Begierde, mich an ihm zu rächen, ihm das Mädchen abzurufen, koste es, was es wolle.

Ich weiß nun kaum, was ich dir noch zu erzählen habe. Silvias Benehmen blieb sich lange Zeit gleich. Sie behandelte mich stets mit Auszeichnung, zutunlich, liebevoll, so daß ich mich oft der Hoffnung hingab, am Ziel meiner Wünsche angelangt zu sein; aber faßte ich einmal in überwältigendem Gefühl ihre Hände, um sie um das Geständnis ihrer Liebe zu bitten, so wurde sie verlegen, ängstlich, entschlüpfte mir mit Redensarten und überließ mich wieder dem Zweifel. Endlich entschloß ich mich, meinem qualvollen Zustand ein Ende zu machen und ihr zu schreiben. Sie antwortete mir in einem langen Brief, in dem sie mir von ewiger Dankbarkeit und nie aufhörender Freundschaft spricht. Seit der Zeit aber wurde sie sichtlich zurückhaltender, suchte mich zu meiden und besuchte selten die Gesellschaften ihres Vaters, so daß ich sie kaum mehr sah. Hugo aber fing an, mich mit Hohn und Spott zu verfolgen und mich auf jede mögliche Art zu demütigen.“

Eduard hatte mit erzwungener Ruhe seine Erzählung vollbracht. Elisabeth hatte aber an seinen glühenden Augen, an seiner vor Schmerz bebenden Stimme mit Schrecken erkannt, daß eine unbezähmbare Leidenschaft in seinem In-

nern tobte. Sie sah den Bruder sinnend an. Ihr heller, scharfsichtiger Blick sah klar in die Verhältnisse und beurtheilte sicher und richtig die Charaktere der handelnden Personen. Silvia, das reizende, von aller Welt vergötterte Mädchen, von geringem geistigem Gehalt, zu schwach, um ihre zwischen ihrem Lebensretter und dem liebenswürdigen Hugo geteilte Liebe dem einen entschieden zuzuwenden und dadurch den anderen zu opfern, hätte den Bruder, dessen fast krankhafte Reizbarkeit gegen alles Unschöne, Unvollkommene Elisabeth sehr wohl kannte, sobald der Zauber ihrer äußerlichen Schönheit ihm durch den täglichen Umgang gleichgültig geworden wäre, nicht glücklich gemacht, trotz den günstigen Verhältnissen, in die er und die Seinigen durch eine Verbindung mit ihr versetzt worden wären. Sie hütete sich aber, den Gedanken auszusprechen, da sie wußte, daß sie tauben Ohren gepredigt hätte; aber sie fühlte ein tiefes Bedauern mit des Bruders Schmerz. Doch war sie in ihrem Innern froh, daß er an dieses Mädchen nicht gebunden war. Eduard tat die Theilnahme der Schwester wohl, und er beschloß, sie auch ferner zu seiner Vertrauten zu machen.

* * *

Herbst war es. Die Blätter fielen von den Bäumen, der Wind strich kühl durch die Felder, und die Vögel sammelten sich in Scharen und luden sich gegenseitig in weichen, wehmuthsvollen Tönen zum Abzug ein. Die Verhältnisse im Waldschen Hause hatten sich nicht gebessert, die gereizte, traurige Stimmung Eduards war in förmlichen Trübsinn ausgeartet, und der finstere Geist, der über ihm waltete, schien mit seinen schwarzen Schwingen das ganze Haus zu beschatten. Die Mutter bemerkte die Veränderung, die in Eduard vorgegangen war, nicht, war er doch immer träumerisch, in sich versunken, mit sich selbst beschäftigt gewesen, auf die innere Sprache seines Genius lauschend, die in prächtigem, reichem Wohlklang, in gewaltigen, harmonischen Ak-

korden durch seine Künstlerseele rauschte. Nur Elisabeths treuer Schwesterblick hatte den Zustand seines kranken Gemütes erkannt und half ihm durch zarte Liebe, durch verdoppelte Theilnahme die schwere Last tragen. Hugo besuchte selten mehr das Haus seiner einzigen Verwandten, und nur wenn er wußte, daß Eduard nicht dort war.

Übermals stand Elisabeth mit dem Stutzer im Arm im Garten und sah dem auf einem kleinen Feldweg davon-eilenden Bruder nach. Er sei heute nicht zum Schießen aufgelegt, er habe Eile, es sei die höchste Zeit. „Was hat er wieder, und warum schlägt er diesen Weg ein?“ dachte Elisabeth und eilte ihm rasch nach. Als er ihre Schritte hinter sich hörte, wandte er sich um und fragte barsch: „Wo hin?“

„Mit dir.“

„Warum nicht gar, mit der Büchse im Arm.“

„Wir sind hier auf freiem Feld, und dieser Weg führt in den Wald.“

„Ja, oder zum Landhaus des Meisters.“

„Gehst du also nicht in den Wald spazieren?“

„Nein, ich gehe zum Landhaus des Meisters spazieren.“

„Aber du hattest mir einmal gelobt, sein Haus zu meiden.“

„Ich habe mich anders besonnen.“

„Dann hältst du dein Wort nicht.“

„Was geht es dich an?“

Eduard war ihr nie so hart begegnet. Elisabeth sah, daß er in einer schrecklichen Aufregung war und sagte: „Mein Bruder, was habe ich dir getan, daß du mich so behandelst?“ Eduard sah in ihre milden, ernstesten Augen und fühlte sich weich werden.

„Nichts hast du mir getan, was kannst du dafür, daß jener niederträchtige Bube mein Herz mit Gift und Galle gegen die ganze Welt erfüllt hat? Aber jetzt gehe zurück, armes Kind, wohin ich gehe, kannst du mich nicht begleiten.“

„Wo hin gehst du also?“ fragte Elisabeth in wachsender Unruhe.

„Ich habe nicht Zeit, es dir zu sagen; heute abend, wenn ich zurückkehre, wirst du es erfahren.“

„Ich begleite dich ein Stück des Weges, und unterdessen hast du Zeit, es mir zu erzählen. Ich muß vor Angst sterben, müßte ich umkehren, ohne zu wissen, was dich quält.“

„Wenn du es durchaus wissen willst, so komm, gib mir aber zuerst den Stutzer zum Tragen, er belästigt dich.“

Elisabeth überreichte ihm den Stutzer und ging erwartungsvoll neben ihm her.

„Ich will Gewißheit erhalten, ob der Spitzbube den Sieg wirklich über mich davongetragen hat. Ich war nämlich gestern abend in der Schenke und hörte meine Kameraden sagen, Hugo habe das Glück gehabt, die schöne Silvia zu erobern, der Meister biete aber Himmel und Hölle auf, um zu verhindern, daß sie dem Leichtfuß angehöre, Hugo dürfe sein Haus nicht mehr betreten; dessen ungeachtet sehen sich die jungen Leute täglich heimlich im Landhaus des Meisters. Du kannst dir wohl vorstellen, daß mich diese Worte wie ein Donnerschlag trafen. Ich verfolgte heute Hugo heimlich auf allen Wegen und Stegen, und jetzt hat er tatsächlich den Weg zum Landhaus eingeschlagen. Ich aber habe diesen Pfad gewählt, wo ich schneller und ungesehen dahingelangen kann.“

„Und wenn es wahr ist, was wirst du anfangen?“

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht; ich fühle nur die glühende Begierde in mir, die Wahrheit zu erfahren.“ Elisabeth hatte sich an seinen Arm gehängt, und Eduard dachte nicht mehr daran, sie wegzuschicken. Wer die beiden so dahinwandeln gesehen hätte, hätte den einen wohl mit einem finsternen Dämon vergleichen können, der alle Furien der Hölle in seiner gequälten Brust herumträgt, den andern mit einem lichten Engel, den ihm ein erbarmender Gott an die Seite gegeben hat, damit er ihm mit seinem Himmelshauch Linderung in die brennende Seele gieße.

Unterdessen waren sie zum Landhaus gekommen; Eduard sah auf die Uhr und murmelte: „Er kann noch nicht da sein.“

Dann zog er die Schwester sachte mit sich nieder in ein Gehüsch, nahe am Eingang. Unbeweglich blieben sie ein paar Minuten da. Plötzlich hörten sie einen leichten Schritt, und in der Eingangstüre erschien Silvia und schaute erwartungsvoll nach der Straße. Elisabeth hatte das Mädchen nie so genau betrachten können und war im ersten Augenblick von ihrer Schönheit geblendet; sie wandte aber schnell den Blick zum Bruder und sah, wie dieser zusammenzuckte und eine Todesblässe sein Antlitz überzog. Silvia trat in den Garten zurück und ließ die Türe offen stehen. Eduard erhob sich und zog die Schwester, die kaum zu atmen wagte, mit sich in den Garten hinein, und leise und ungesehen verfolgten sie Silvia von weitem. Diese verschwand in einem Pavillon. Die Geschwister schlugen einen Umweg ein und gelangten zu dem hinteren Teil desselben. Das Fenster war von Reben umrankt und so tief, daß man bequem hineinschauen konnte. Hier versteckten sie sich abermals und standen ein paar Minuten unbeweglich. Wieder hörten sie einen Schritt und sahen Hugo in den Pavillon treten. Silvia flog ihm entgegen, kein Zweifel war mehr über das Verhältnis der beiden. Eduard lehnte sich zitternd an die Schwester. „Siehst du“, sprach er kaum hörbar, „jetzt habe ich Gewißheit.“ Elisabeth nickte. Es war so still, daß man ein Blatt hätte fallen hören, und die Geschwister vernahmen deutlich das Geplauder des Liebespaares. „Was würde ich darum geben, Herzliebchen, wenn mein dürrer Vetter Farbenreißer uns in diesem Augenblick sehen könnte, ich würde ihn bitten, die Szene zu malen“, hörten sie Hugo lachend sagen. Eduard fuhr wütend auf. Elisabeth sah in seine funkelnden Augen und taumelte, erschrocken über den seltsam wilden Ausdruck derselben, ein paar Schritte zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sank leise weinend zu Boden.

Oh, arme Elisabeth, warum mußtest du den finsternen Dämon gerade in diesem Augenblick sich selbst überlassen?

Ein Schuß, ein Schrei erfüllten fast zu gleicher Zeit die Luft. Elisabeth sprang von einer entsetzlichen Ahnung durch-

zuckt in die Höhe und sah den Bruder unbeweglich, erstarrt vor sich stehen. Der Stuker lag zu seinen Füßen. Sie stürzte mit einem Verzweiflungsschrei zum Fenster und sah drinnen Hugo in seinem Blute am Boden liegen und Silvia, die sich jammernd über ihn geworfen hatte. Beim Geräusch am Fenster erhob diese ihren Kopf, und als sie die todesbleiche Elisabeth sah, rief sie ihr mit entsetzensvoller Stimme entgegen: „Elisabeth Walden, Mörderin, ich habe dich erkannt.“

Diese stürzte zurück, faßte den Bruder bei beiden Händen und riß ihn mit sich fort. „Fort, fort, Unglücklicher, entfliehe“, rief sie mit gebrochener Stimme.“

„Wohin?“ rief Eduard, wie aus einem schweren Traum erwachend, „oh, ich Elender, was habe ich getan!“

„Nach Hause, nach Hause! Oh, ihr himmlischen Mächte, Eduard, du bist verloren.“ Atemlos, wie von unsichtbaren Geisterhänden gehegt, rannten sie weiter. Als sie nach Hause kamen, fing es an zu dunkeln. Die Mutter erwartete sie vergebens zum Nachtessen, und als sie Eduard in seinem Zimmer aussuchen wollte, fand sie dessen Türe verschlossen. Auf ihr Rufen antwortete Elisabeth drinnen mit schwacher Stimme: „Wir kommen heute nicht herunter.“ Dies fiel der Mutter nicht besonders auf. In letzter Zeit kam es oft vor, daß die Geschwister stundenlang beieinander saßen und niemand zu sich ließen. Eduard wird wieder Grillen haben, und Elisabeth wird sie ihm zu vertreiben suchen, dachte die Mutter. Einige Minuten, nachdem diese weg war, wurde die Türe geöffnet, und Elisabeth schwankte leise, mit unsicheren Schritten ihrem eigenen Schlafstübchen zu. Die Stille der Nacht senkte sich auf das Haus, kein Laut war mehr hörbar, es schien, als ob die Ruhe niemals von diese Stätte weichen sollte.

* * *

Es war ein Uhr nach Mitternacht. Elisabeth stand am Fenster und drückte die fiebernde Stirn an die kalten Fensterscheiben.

„Gottessterne“, sprach sie leise, die dunkeln, unnatürlich weitaufgerissenen Augen zum Himmel erhebend, „ihr seht den Kampf, der meine Brust zerreißt, sendet einen freundlichen Blick auf mich herab. Ihr seid es, die vor vier Jahren mit euern wundermilden Augen so süß und traut in meine Seele hineinschautet, daß sie von ihren Schmerzen genas. Ich bin heute elender als damals, die Erde trägt kein erbarmungswürdigeres Geschöpf als mich, wollt ihr mich verzweifeln lassen? Oh, wenn ihr kein Mitleid mit mir habt, so erbarme du dich meiner, allmächtiges, unbekanntes Wesen über den Sternen. Die Menschen nennen dich Gott, den Guten, so siehe gnädig auf mich herab und gieße einen Tropfen Balsam in meine wundete Seele. Du hast mir mit Flammenschrift die Gesetze in die Brust geschrieben, nach denen ich handeln muß. Wehe mir, wenn ich sie nicht befolge. Keine Ruhe hätte ich mehr in diesem Leben, und noch auf dem Todsbette würde mir das Gewissen mit schrecklicher Stimme zurufen: ‚Glende, du hast das Glück der Deinigen verwirkt.‘ Wehe mir, wenn ich sie befolge, ich muß dann etwas tun, worüber ich verzweifeln muß; doch ich kann nicht anders, mit unwiderstehlicher Gewalt reißt es mich meinem Verderben entgegen. Mit ehernen Ketten bin ich an deine Gesetze gebunden, ich muß sie befolgen, oder untergehen. Warum hast du mich diesen grausamen Gesetzen unterworfen? Warum gibst du mir nicht die Kraft, sie zu befolgen ohne zu verzweifeln? Die dunkle Stunde ist wieder gekommen, in der ich deine Ratschläge nicht guthießen kann.“

Eine Hand legte sich leise auf Elisabeths Schulter. „Was murmelst du hier?“ fragte tonlos eine Stimme hinter ihr. Elisabeth wandte sich, aus ihrem fieberhaften Zustand langsam erwachend, um.

„Du hier, Eduard? Es ist gut, daß du da bist“, erwiderte

sie, ihre Ruhe vollkommen wieder gewinnend, „ich wollte heute nacht noch zu dir gehen, um mit dir zu reden.“

„Ich bin schon seit einiger Zeit hier eingetreten und habe dich reden gehört, aber den Sinn deiner Rede habe ich nicht verstanden. Ich bin gekommen, um dir Lebewohl zu sagen, bevor ich mich dem Gerichte übergebe.“

„Setze dich her, mein Bruder, und höre. Weißt du auch“, begann sie langsam, „was die Tat, die du begangen hast, zu bedeuten hat?“

„Es ist ein Verbrechen, ein Mord“, erwiderte Eduard mit bleichen Lippen, „verdamme mich, Schwester.“

„Es ist, wie man zu sagen pflegt, ein Verbrechen, und weißt du auch, wohin dich das führen wird?“

„Zum Galgen, wie ich Verräter es verdiene?“

„Nein, zum Galgen führt heutzutage ein unvorbedachter Mord zum Glück nicht mehr, aber in das Zuchthaus führt er dich, wie du es nicht verdienst. Und bedenkst du auch die Folgen, die deine Unglücksstat für deine Familie haben wird?“

„Du, Elisabeth, hast das Herz, mich so kaltblütig daran zu erinnern?“

„Ich habe das Herz, dich so kaltblütig daran zu erinnern und dich zu mahnen, dir recht lebhaft das Unglück zu gegenwärtigen, das nun über uns hereinbrechen wird.“

„Spricht ein Teufel aus dir?“

„Glaubst du, daß die Mutter diesen entsetzlichen Schlag aushalten wird?“

„Nein, sie wird vor Gram sterben.“

„Ja, sie wird vor Gram sterben, denn du warst ihr Trost und ihre Stütze, auf dich baute sie ihre Hoffnungen, von dir erwartete sie Hilfe und Rettung aus ihrer bedrängten Lage, an dir hing sie mit abgöttischer Mutterliebe, wie an keinem andern ihrer Kinder. Bedenke, o bedenke den unaussprechlichen Jammer, der sie erfassen wird, der ihr Mutterherz brechen wird.“

„Höre auf, Grausame“, stöhnte Eduard.

„Das ist noch nicht alles; was wird aus deinen armen, kleinen Geschwistern werden, wenn du im Zuchthaus bist und die Mutter tot sein wird?“

„Sie haben dich noch, Elisabeth.“

„Auch ich werde sie verlassen.“

„Willst du dich denn vermählen?“

„Vermählen?“ fragte Elisabeth mit einem halben Lächeln. „Jawohl, ich war schon in der Wiege einem gewissen, bleichen Gesellen angetraut, der nun nicht mehr lange zögern wird, seine Braut in sein düsteres Reich abzuholen. Ich muß sterben, und mein kleines Vermögen wird an meine habgierigen Verwandten zurückfallen. Du siehst, deinen Geschwisterchen bleibt nichts anderes übrig, als, wenn sie von allen verlassen sind, Hungers zu sterben.“

„Du mein Gott, du, so jung und sterben, aber wer sagt das?“

„Ich weiß es“, und nach einer Pause fuhr Elisabeth fort: „Versuche deine Augen für einen Augenblick von der blutigen Mordscene abzuwenden, welche deine ganze Seele mit ihrem Schrecken ausfüllt, und mir mit deinen Gedanken anderswohin zu folgen. Es sind jetzt ungefähr vier Jahre. Hugo hatte mich verlassen, der Vater lag im Sterben, und mein leicht erregtes Herz war voll Trauer über das zweifache Unglück. Ich saß eines Tages im Nebenzimmer, als der Freund des Vaters, Doktor Engel, eintrat. Der Vater, welcher nicht wußte, daß ich in seiner Nähe war, klagte seinem Freund seinen Kummer, seine Familie in so bedrängten Umständen und ohne Ausichten auf nahe Hilfe zurücklassen zu müssen. Denn sein Tod war gewiß, und wir selbst zweifelten nicht mehr daran. Eine Weile war es still, dann begann er wieder, und ich hörte, wie jedes Wort vom Weinen unterbrochen wurde. „Am meisten leid tut es mir um meine Elisabeth, das arme Mädchen trägt den Tod mit sich herum, du wirst gesehen haben, mein Freund, daß sie, wie ihre Mutter, im höchsten Grad schwindsüchtig ist.“ — „Ja“, erwiderte der Doktor, „es ist wirklich schade um das

Mädchen, es wäre unnütz, wenn ich dich zu überreden suchte, daß dein Auge dich täusche. Ein Trost ist es wenigstens, daß ihre Krankheit derart ist, daß sie nicht lang und nicht schwer darunter leiden wird.' — 'Sie wird das Alter ihrer Mutter nicht überschreiten, in vier oder fünf Jahren wird ihr junges Leben ausgelöscht sein', erwiderte der Vater schluchzend. Ich blieb eine Zeitlang regungslos, wie gelähmt vom Schrecken, den diese furchtbaren Worte auf mich hervorgebracht hatten. Als ich wieder zu mir selbst kam, war ich nahe daran, den Verstand zu verlieren. Ich war ein junges, lebensfrohes Geschöpf und hatte nie an den Tod gedacht, und nun sah ich plötzlich unvorbereitet das schwarze gähnende Grab vor mir offen, bereit, mich in seinen unheimlichen Schoß aufzunehmen. Ein unbeschreiblicher Schauer durchfuhr mich, ich war grenzenlos unglücklich; die Mutter, die mich zuerst nach dieser Nachricht traf, hielt mich anfangs für wahnsinnig. Der Vater starb. Der Anblick des Toten und des Grabes vermehrten mein Grauen. Ich hatte keine Ruhe mehr, weder bei Tag noch bei Nacht. War ich so müde und erschöpft von meinen qualvollen Leiden, daß ich auf mein Lager hinsank und der Schlaf sich für einen Augenblick meiner erbarmte, so wurde ich plötzlich von den Schreckgestalten meiner Phantasie aufgejagt. Ich wähnte mich in einem finstern Grabe begraben, von grinsenden, hohnlachenden Schädeln umringt, von grauenhaften, riesengroßen Gerippen umrahmt und in ihren entsetzlichen Umarmungen totgedrückt. Oft gab ich mich der Hoffnung hin, alles sei nur ein wüster Traum, aber das leise Stechen in der Brust, das ich früher nicht beachtet hatte, das aber seit meinem trostlosen Zustand manchmal bis zur Unerträglichkeit wuchs, meine hohlen, eingesunkenen Augen, meine heisere Stimme, das Blut, das jetzt morgens und abends meiner kranken Brust entquoll, erinnerten mich nur zu bald an die Wirklichkeit. Mein Zustand war bejammernswert. Es war das ohnmächtige, hoffnungslose Ringen eines Menschen mit dem Schicksal, über dessen Ausgang er selbst keinen Zweifel hat, das er aber nicht aufgeben kann, weil

die Verzweiflung ihn zum Widerstand treibt. Das dauerte mehrere Wochen. Eine Nacht, als der Schlaf sich wieder nicht auf meine Augenlider senken wollte, erhob ich mich von meinem Lager und trat an das Fenster, um mich in der frischen Luft abzukühlen. Es war eine Nacht wie diese, mein Bruder. Komm an das Fenster und blicke hinaus. Die Sterne schauten so süß und traut auf mich herab, als wollten sie mich zu sich hinaufziehen. Der Mond war halb verschleiert von einem Kranz heller Wolken, welche die Gestalt riesengroßer Lilien hatten, aber mitunter lächelte er unter den Friedensblumen hervor und goß seine sanften Strahlen auf die dunkle Erde, daß diese vor der Berührung mit dem Lichtregen leise zu erbeben schien. Es war so stille, so stille. Nur der Fluß in der Ferne rollte seine sanstglänzenden Bogen weiter, und die gedämpften Schläge der Wellen, die an den Felsen brachen, erreichten leise mein Ohr. Es war eine bezaubernde Frühlingsnacht. So stille, so stille war es auf der weiten Erde. Es schien mir, als harre die ganze Schöpfung atemlos der Stunde des Wiederaufblühens, es war mir, als höre ich Stimmen der Auferstehung durch das Weltall reden, es war mir, als wehe ein verjüngender Lebensodem durch Himmel und Erde. Eine wunderbare Ruhe senkte sich wie ein köstlicher Himmelstau in meine Seele. Das Gefühl hatte sich meiner bemächtigt; nichts stirbt, nichts vergeht, nichts versinkt in ewige Nacht; eine Kraft ist vorhanden, die belebt, erweckt, verjüngt. Der Tod ist kein Aufhören, sondern nur Verwandlung. Millionen Blumen verwehen im Herbstwind, in Frühlingslust erblühen sie wieder. Millionen Hoffnungsblüten entschlummern unter dem Todeshauch des Winters, in Millionen neuer Gestalten erwachen sie wieder. Und der Mensch, die schönste Hoffnungsblüte, wird sie erbleichen, verwehen, in Nacht und Graus hinsinken und nicht wieder auferstehen? Nein, der Tod streift die Hülle von der schwellenden Knospe, damit ihre Sehnsucht nach dem Himmelslicht gestillt werde und dieses durch seine belebende Kraft ihre Pracht entfalte.

Warum muß sie aber zuerst in Staub zerfallen? Natur, auch du stirbst jedes Jahr und erwachst jedes Jahr wieder. Natur, du reiße mich in deinen Tod mit, du willst, daß ich sterbe. Wohlan, ich sterbe gern, denn du bist mir heilig, und deine Gesetze sind unumstößlich. Du wirst mich aus meinem Schlummer erwecken, wie du mich schon einmal zum Leben erweckt hast. Aber unter welcher Gestalt wirst du mich wieder beleben? Und aus welcher Gestalt hast du mich wohl schon einmal hervorgerufen? Vielleicht aus einer stillen Blume im Waldesgrün, die in verborgener Einsamkeit unter trauten Blumenschwestern ihr Leben in süßen Ahnungen weiterer Entwicklung verträumte? Aus einem blühenden Baum am Felsenrand, der voll Sehnsucht des beseelenden Hauches harrete, der in seine starren Adern Leben strömen sollte? Aus einer murmelnden Quelle, die, dem Herzen der Erde entströmend, froh, daß sie dem finsternen Grab entronnen ist und sich im Himmelslicht der Sonne baden darf in melodischem Plätschern, der Welt ihre Freude über ihr Erwachen entgegenjauchzte? — Unter welcher Gestalt wirst du mich wieder erwecken? Vielleicht als ein vollkommeneres Wesen auf einem andern Stern, das, seiner irdischen Bande entfesselt, die seinen Blick verdunkelten, freier seiner Vollendung entgegenringt? Vielleicht, wie die Menschen es sich so schon denken, als einen verklärten Geist über den Sternen, der im Erkennen und Anbeten des Urquells alles Seins in nie geahnten Wonnen durch alle Ewigkeiten dahinlebt? Vielleicht als einen lichten Engel, der an der Seite seiner zurückgebliebenen Lieben durch das Erdental waltt, sie vor Gefahren beschützend? Wie und wo du mich zu einem neuen Leben aufrufen wirst, ist meinem sterblichen Auge verhüllt, aber in mir liegt das untrügliche Gefühl der Unvergänglichkeit, des Ewigseins. Wie dieses Gefühl über mich kam, wie es sich meiner ganz bemächtigte, frage mich nicht, mein Bruder. Die Kraft, welche Sonnen kreisen heißt und dem kleinsten Atom seine Gesetze gegeben hat, hatte es wohl in meine Brust gegossen. Genug, es war

da und durchströmte mich mit Allgewalt. Jene Nacht war der Anfang eines neuen Lebens, mein Bruder, die Verzweiflung war von mir gewichen und Ergebung an deren Stelle getreten, und nie kehrte jene in dieser Heftigkeit wieder. Wollte sich später etwa einmal die Lebenslust wider mein hartes Schicksal empören und brachte in meiner Seele einen Sturm hervor, so fand ich jedesmal Beruhigung im Anschauen und Betrachten der Natur. Ich bin nicht mehr unglücklich, mit voller Ruhe sehe ich meinem Tod entgegen, der nun nicht mehr fern ist. Hörst du, wie mühsam sich die gefangene Luft meinen Lungen entringt? Hörst du den heiseren Ton meiner Stimme? Siehst du die abschreckende Magerkeit meiner Glieder? Nicht wahr, die Auflösung meines irdischen Seins ist nicht mehr fern?“

Eduard sah die Schwester voll unendlicher Wehmut an; er dachte nicht mehr an sein eigenes Unglück. „O du mein Gott, ja, es ist wahr. Waren wir denn alle mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht sahen, daß du schon längst nicht mehr dieser Welt angehörst?“

„Also ist es wahr, daß unsere Familie von uns beiden verlassen und ins tiefste Elend sinken wird?“

„Warum immer wieder das: du, eine Sterbende, kannst so grausam sein, mich an meine Schuld zu erinnern?“

„Und nun“, fuhr sie fort, sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften zusammenraffend und nahe an ihn herantretend, „höre wohl, was ich dir sagen will. Wie ganz anders würde es für euch alle, wenn ich die Mörderin wäre?“

Eduard schnellte mit einem Schrei der Entrüstung von seinem Sitz auf.

„Ha, das ist es? Für so niederträchtig hältst du mich, daß du an die Möglichkeit denkst, ich könnte dich als Mörderin angeben?“

„Halt“, sprach Elisabeth, ihn ruhig zum Sitzen zwingend, „glaube nicht, daß ich dir das unüberlegt sage. Ich habe heute nacht alles reiflich erwogen und betrachte die Sache

so gut als abgemacht. Du wirst und mußt tun, was ich will; du wirst zu dem Verbrechen, das du aus Leichtsinne began- gen, nicht aus Feigheit ein noch größeres hinzufügen.“

Eduard sah sie voll Schrecken und Verwunderung an, er fand keine Worte, um seine Gefühle kundzugeben.

„Höre mich an“, fuhr sie mit unerschütterlicher Ruhe fort, „was würdest du, was würden die Unsrigen verlieren, wenn ich die Mörderin wäre?“

„Ach, Elisabeth, du eine Mörderin, den Gedanken kann niemand fassen.“

„Antworte mir auf meine Frage.“

„Ach, Elisabeth, sprich nicht so.“

„Antworte mir auf meine Frage.“

„Nun, was würden wir verlieren? Dich, aber denkst du auch daran, was du verlieren würdest?“

„Ich würde nichts verlieren. Ich bin eine Sterbende, ich habe von der Welt nichts mehr zu erwarten, es kann mir also gleichgültig sein, wie und wo ich den kurzen Aufenthalt, der mir noch auf Erden beschieden ist, zubringe. Ja, du kannst mich schon als tot, als von der Erde verschwunden denken; an meinem Schicksal ist also durchaus nichts gelegen. Und nun bedenke, was verlieren die Unsrigen, wenn du der Mörder bist?“ Eduard erbehte. Nach einer Weile antwor- tete er, nach Fassung ringend: „Sie würden gewinnen, sie würden von einem elenden Verbrecher befreit.“

„Du weißt sehr wohl, daß das nicht die rechte Antwort ist, Eduard. Mit dir verlieren sie alles, mit dir verlieren sie ihre Existenz.“

„Lassen wir diese müßigen Gespräche, die sich zu einer solchen Stunde, unter solchen Umständen nicht ziemen. Wer würde dich auch für eine Mörderin halten können? Ich bin hergekommen, um dir Lebewohl zu sagen, also fassen wir uns kurz.“

„Wer mich für eine Mörderin halten wird? Die ganze Welt. Silvia hat mich am Fenster gesehen, der Stutzer, den wir dort am Boden gelassen haben, ist derselbe, den mir

Hugo zu meinem zwanzigsten Geburtstag schenkte; er wird ihn noch erkennen; mein Name ist darauf in Silber eingelegt. Der Verdacht fällt also auf mich, ja, er ist Gewißheit, und jeden Augenblick können die Gerichtsdienner kommen, um mich abzuholen. Das Gerücht, Hugo habe mich durch seine Untreue unglücklich gemacht, ist überall verbreitet, so wie es auch bekannt ist, daß ich im Schießen eine Meisterin bin. Man wird vielleicht zuerst erstaunen, zweifeln und zuletzt nach so viel unwiderlegbaren Tatsachen schauernd glauben, daß ich Hugo aus Eifersucht und Rache ermordet habe.“

Eduard war der Vorschlag der Schwester so plötzlich gekommen, daß er sich nicht fassen konnte. Seine ganze Natur schauderte vor dem Gedanken zurück, seine geliebte Schwester als unschuldiges Opfer für das Verbrechen büßen zu lassen, das er begangen, und doch war in dem wilden Chaos von Gedanken und Empfindungen, die ihn auf die Zurechnung der Schwester hin bestürmten, das Gefühl vorherrschend, es sei eine Tat des Heroismus und der Seelengröße, die die Schwester von ihm fordere.

„Und deine Ehre“, stammelte er, „ist es dir so ganz gleichgültig, was für einen Namen du in der Welt, was für ein Andenken du den Deinen zurücklässest?“

Elisabeth schlug die Augen nieder. Eduard mochte wohl eine wunde Stelle getroffen haben.

„Es ist mir nicht ganz gleichgültig“, erwiderte sie nach einer Pause, „aber dieser Kummer wiegt die Verzweiflung nicht auf, die mich fortan erfassen würde, wenn ich, da ich das Mittel in der Hand habe, dem Unglück abzuhelpen, nicht helfen würde. Sieh, du hast in meiner Seele gelesen. Heute nacht, als der Gedanke wie ein Blitz mein Hirn durchfuhr, du mußt dich opfern, gab mir die Feigheit dasselbe Bedenken ein, aber tausend Stimmen in meinem Herzen riefen mir wieder zu, du mußt, du mußt, und unmöglich wäre es, fortan diese Stimmen zum Schweigen zu bringen. Sie würden mich wie Furien verfolgen und auf dem Todsbette

quälen, und keinen friedlichen Augenblick hätte ich mehr. Darum mag die Welt von mir halten, was sie will; ich will meine Augen allein auf mein Inneres richten und mir selbst genug tun. Die That, die ich tun will, ist kein Verdienst, meine Natur drängt mich dazu; es ist kein anderer Ausweg da, ich muß es tun, sonst bin ich unglücklich.“

„Und wenn du es tust, bist du nicht unglücklich?“

„Nicht in dem Maße.“

„Aber ich kann es nicht tun, ich müßte ja vor Gram sterben, wenn ich dich unschuldig im Gefängnis wüßte.“

„Mein Bruder, auch du lauschest auf die Stimme deines Innern, aber das ist die Stimme des Egoismus und nicht die der Tugend. Du scheust das bißchen Herzweh, das dir der Gedanke an die durch deine Schuld leidende Schwester verursachen würde und denkst nicht an den Jammer, den du über die Deinigen heraufbeschworen hast und den du durch einen einzigen mutigen Entschluß wieder gut machen kannst, denkst nicht, daß es deine Pflicht ist, deinem Herzen dieses Opfer zu bringen, um dein Verbrechen zu sühnen, denkst nicht, daß Glück und Unglück der Deinigen in deiner Hand liegt.“

„Du verlangst Uebermenschliches von mir“, sagte Eduard, dem der kalte Schweiß auf seine Stirn trat; „mir ward nicht eine solche Aufopferungsfähigkeit, eine solche Heldenseele zuteil; ich kann es nicht tun.“

„Also gib der Mutter den Todesstoß, laß deine Brüder im Elend versinken, damit sie frühzeitig gezwungen seien, auf unehrliche Weise ihr armseliges Leben zu fristen, um schließlich im Zuchthaus den Lohn ihrer Taten zu empfangen, gib deine Schwestern dem Hungertode preis, damit sie sich dem Laster in die Arme werfen, um als die Aermsten ihres Geschlechts ihren physischen und moralischen Untergang zu finden, und nimm meine ewige Unruhe und meine Vorwürfe auf dein Gewissen.“

„Du bist hart, Elisabeth.“

„Ich kann das Bild nicht treu genug wiedergeben. Keine

Sprache ist reich genug, um das Unglück zu schildern, das du über die Deinigen bringst, und zwar nicht aus verzeihlichem Leichtsinne, nein, mit Vorbedacht, aus Feigheit.“

„Elisabeth, was hast du getan? Du hast mein Urteil verwirrt, so daß ich nicht mehr Tugend von Verbrechen unterscheiden kann. Vor wenigen Augenblicken schien es mir ein Frevel, deinem Begehren zu willfahren, und nun scheint es mir eins, es nicht zu tun.“

„Frohlocke, mein Bruder“, rief Elisabeth aufspringend, „das Pflichtgefühl fängt an, in dir zu erwachen. Sonderbares Menschenherz, so von Selbstsucht bist du verhärtet, daß du nicht mehr Recht von Unrecht zu unterscheiden vermagst. O Bruder, wenn deine Pflicht nicht laut genug zu dir spricht, so laß dich durch das Flehen deiner Schwester erweichen. Bei allem, was dir heilig ist, bei der Liebe zu allem Schönen und Guten, das du im Herzen trägst, bei der Liebe zu deiner Mutter und deinen Geschwistern, deren Geschick in deinen Händen liegt, bei der Liebe zu dem verkärten Geist unseres Vaters, der dir sterbend seine Lieben anvertraute, beschwöre ich dich, gewähre deiner sterbenden Schwester diese einzige, diese letzte Bitte: Sei du unschuldig, und laß mich die Mörderin sein.“

Sie umklammerte angstvoll den Bruder und sah ihn mit Augen an, in denen sich die tödlichste Angst spiegelte.

Eduard fuhr mit den Händen nach seinem Kopf, als ob es ihn schwindelte, und sagte leise: „Ich glaube, du hast recht. Ich muß mich opfern. Begehe ich etwas Böses, so habe ich mich von einem Engel verführen lassen.“

„Dank, tausend Dank dir“, sagte Elisabeth tief aufatmend. Sie sank erschöpft in einen Stuhl und drückte krampfhaft die Hände des Bruders in den ihrigen, während eine Leichenblässe ihr Antlitz überzog. „Und nun noch eins“, sprach sie, sich aufraffend, „du mußt auf der Stelle fort. Während der Gerichtsverhandlung darfst du nicht da sein. Die Anweisung auf mein Vermögen liegt dort in dem Pult. Nimm sie und nun fort, fort, bevor es Tag wird, bevor dich die Mutter sieht.“

Deine Reise wird niemand auffallen, es ist ganz natürlich, daß du das Land fliehst, wo deine Schwester verurteilt wird.“

„Fürchtest du meine Schwäche?“

„Ja, du könntest die erhabenste That, die du begangen, bereuen.“

Eduard ging wie im Traum der Türe zu, aber auf der Schwelle kehrte er sich um und sah, wie Elisabeth ihm mit einem Blick so voll unendlicher Traurigkeit, so voll unsäglichem Schmerz nachsah, daß er laut weinend zu Boden sank.

„Mut, Mut, mein Bruder, nicht umsonst ist dieser Kampf gewesen. Und nun lebe wohl. Hier auf Erden werden wir uns nicht wiedersehen, aber wenn es uns gegeben ist, uns in einer anderen Welt wiederzuerkennen, so werden wir uns zusammen unseres Sieges freuen.“

Sie drängte ihn zur Tür.

Nach kaum einer Stunde wanderte Eduard in die Welt hinaus.

Wer dem düsteren, todestraurigen Jüngling begegnete, ging ihm scheu aus dem Weg, und wo er hinkam, schien die Fröhlichkeit zu fliehen. Für ihn war die Welt ein Totenhaus, wo nichts mehr ihn an das Leben erinnerte, als die Zukunften seines unglücklichen Herzens.

Wenige Minuten, nachdem Eduard weg war, hörte die Mutter an der Haustüre klopfen. Elisabeth öffnete das Fenster und fragte, was es gebe. Man fragte nach Elisabeth Walden. Die Antwort, die diese darauf gab, konnte die Mutter nicht verstehen. Einige Türen wurden auf- und zugemacht, dann war es wieder vollkommen still. Frau Walden fühlte sich sehr beunruhigt durch diese nächtliche Störung und begab sich in das Zimmer ihrer Tochter, um nach dem Grund derselben zu fragen. Die Türe war nur angelehnt, das Zimmer leer. Auf dem Tisch brannte noch das Licht, und daneben fand sie einen unversiegelten Brief mit ihrer Aufschrift. Sie las ihn mit fliegender Eile; Elisabeth gab sich darin als die Mörderin ihres ehemaligen Verlobten an

und hat die Mutter und die Geschwister tausendmal um Verzeihung wegen der That, die sie im Wahnsinn der Eifersucht getan. Sie fügte die Gründe hinzu, die Eduard bewogen hatten, das Land zu verlassen. Der Brief war kurz, bei vollkommen kaltem Blute geschrieben und nicht darauf angelegt, das Herz der Mutter durch Bitten und Entschuldigungen zum Mitleid zu erweichen. Den Jammer der unglücklichen Frau zu schildern, wollen wir unterlassen. Keine Feder ist imstande das wiederzugeben, was ein Herz fühlt, wenn es in seinen heiligsten Empfindungen auf eine so grausame Weise verletzt wird.

Unterdessen schritt Elisabeth hochaufgerichtet, sicher und ruhig zwischen zwei Gerichtsdienern dahin. Im fernen Osten fing es an zu grauen, und die Sterne schimmerten bleicher und bleicher. Elisabeth schaute zurück. Ihr Haus lag so friedlich und ruhig da wie ein schlafendes Kind. Hinter der hohen Gartenmauer unterschied sie in der Morgendämmerung die Pappel, welche die blätterlosen Zweige wie flehende Arme zum Himmel erhob. Im Hintergrunde überragten die zwei dunklen Bergspitzen das Dach, die sie wegen ihrer kleinern und größern Gestalt als Kind immer mit sich und Eduard verglichen hatte. In ihrem Zimmer brannte noch ein schwaches Licht, und sie glaubte, darin einen Schatten zu erkennen. Einen Augenblick wankte sie und sank in die Knie. „O Gott, o Gott“, hauchte sie leise, einen letzten Blick zurückwerfend, „als eine Verfluchte muß ich auf ewig von meinem Vaterhaus scheiden.“ Doch gleich ermannte sie sich. „Friede, Freude walte über dir, geliebte Stätte meiner Kindheit.“ Sie richtete sich mühsam auf und schritt weiter.

* * *

Die Gerichtsverhandlungen dauerten kurze Zeit, denn Elisabeth gestand gleich ihr Verbrechen. Als Beweggrund davon gab sie Eifersucht auf ihren ehemaligen Verlobten an. Sie sprach ruhig und klar, und ihre Antworten ließen

nicht sehr auf Zerknirschung schließen, obwohl sie mehrmals in Ohnmacht fiel und oft wie unwillkürlich mit beiden Händen nach der Brust fuhr, als ob heftiger Schmerz sie durchzuckte. Das letzte Verhör mußte unterbrochen werden. Mit-ten im Reden stieß sie plötzlich einen schwachen Schrei aus und fiel vornüber zu Boden. Man hob sie auf, ein Blutstrom entquoll ihrem Munde, sie wurde hinweggetragen. Es brauchte kein Kennerauge, um zu sehen, daß der Tod hier ein strenges Urtheil überflüssig machte. Dieser Umstand stimmte ihre Richter und das Publikum etwas milder; denn bis dahin war der Eindruck, den sie auf beide gemacht hatte, kein besonders günstiger gewesen. Ihr Benehmen befundete vollkommene Gemütsruhe, und man hatte Tränen, Händeringen, verzweiflungsvolle Selbstanklagen erwartet, deswegen fand man sich enttäuscht, erstaunt, entrüstet. Freilich stand zu dieser unerklärlichen Verstocktheit ihre verfallene Gestalt, welche kaum mehr an vergangene Pracht erinnerte, in grellem Widerspruch. Das Urtheil war wirklich auch milde. In Anbetracht dieser Umstände und daß Hugo nicht lebensgefährlich verwundet war, lautete es nur auf sechs Jahre Gefängnisstrafe.

Zwei Monate später erhielt Frau Walden einen Brief von ihrer Tochter aus dem Gefängnis, in welchem sie diese bat, sie mit den Kindern zu besuchen und ihr etwaige Briefe von Eduard mitzubringen. Sie fügte hinzu, daß sie sehr leidend sei und vor ihrem Tode ihre Familie noch einmal zu sehen wünschte. Die Mutter war einige Tage unschlüssig, was sie tun sollte. Zu tief war ihre Seele verwundet worden durch die abscheuliche That, welche über die ganze Familie Jammer und Schande gebracht hatte, als daß sie über die Verbrecherin nur Mitleid ohne Groll empfunden hätte, aber endlich siegte das erstere, und an einem trüben Wintertag trat sie mit den Kindern den schweren Gang an. Als der Gefängniswärter ihr die Thüre zu dem Zimmer ihrer Tochter aufthat, stand Elisabeth mit dem Gesicht gegen das Fenster gekehrt und sah in den trüben Nebel hinaus. Beim Geräusch

an der Türe wandte sie sich um und stürzte mit einem Freudenschrei den Ankommenden entgegen. Sie hing sich an der Mutter Lippen, als ob sie nicht mehr von ihr lassen wollte, neigte sich lieblosend zu den Geschwistern und küßte sie zum Erstickten.

„Dank euch, ihr Lieben“, sprach sie mit angestrengter Stimme, „daß ihr gekommen seid. Ohne eure Verzeihung wäre ich nicht froh gestorben.“ Die Geschwister erkannten die Schwester kaum wieder und drückten sich ängstlich vor der zum Erschrecken abgemagerten Gestalt weg. Die Mutter aber sah in ihre edlen, leidenden Züge, in ihre milden Augen, in deren Glanz sich die Himmelsreinheit ihrer Seele abspiegelte, und sie fühlte alle die Liebe, die sie früher für ihre Stieftochter gehegt hatte, in ihrem Herzen emporsteigen.

„Oh, unmöglich, Elisabeth“, rief sie schluchzend aus, „unmöglich scheint es mir, daß du eine Mörderin sein konntest.“

„Lassen wir das“, sagte Elisabeth, „es ist geschehen. Blinde Leidenschaft hat mich dazu geführt, aber meine Seele ist rein, niemals hat ein böser Gedanke darin Platz gehabt, selbst als ich die Tat begangen, habe ich an keinen Mord gedacht. Doch wir wollen nicht mehr davon reden, ich will die letzte Stunde, die ich mit euch zubringe, ungestört genießen. Habt ihr Briefe von Eduard?“

Die Mutter übergab ihr zwei Briefe. Elisabeth entfaltete sie zitternd. Der erste enthielt wilde, abgerissene Klagen einer schmerzzerzerrten Seele, Verwünschungen gegen das Schicksal, unverständliche Selbstanklagen, der zweite war ruhiger abgefaßt, aber über dem Ganzen schwebte eine dichte Wolke des Trübsinns, durch welche kein einziger noch so schwacher Strahl des Trostes durchzuschimmern schien.

„O armer Eduard“, sagte Elisabeth, die Briefe an das Herz pressend, „niemand kennt den Zustand deines trüben Gemütes besser als ich und bemitleidet dich so sehr.“

„Jawohl“, sagte die Mutter, „wie er dich geliebt hat, liebt er niemand mehr, kein Wunder, daß dein Unglück ihn fast um den Verstand gebracht hat.“

Diesen Nachmittag war Elisabeth glücklich. Die Mutter hatte sie ihrer Verzeihung versichert, ihre Geschwister saßen spielend zu ihren Füßen, das Kleinste lag auf ihrem Schoß, und nachdem es seine Furcht vor ihr überwunden hatte, schaute es sie lächelnd an. Sie unterhielt sich in heiterem Ton mit der Mutter, und namentlich pries sie sich wiederholt glücklich, daß der Tod sie bald von ihren Leiden erlöse. Diese Aussicht entlockte der Mutter immer und immer wieder Tränen, obwohl sie gestehen mußte, daß der Tod unter solchen Umständen für ihre Tochter eine Wohltat sein mußte. Elisabeth sah, daß die Mutter noch etwas auf dem Herzen hatte und bat sie, es ihr zu sagen. Die Mutter sagte, Hugo wünsche sehnlich noch einmal mit ihr zu reden.

„Er soll kommen“, rief Elisabeth erfreut, „er wird mir vergeben wollen; o so ein Glück hätte ich nicht erwarten dürfen.“

Frau Walden war erstaunt, daß diese Nachricht Elisabeth nicht mehr aufgeregt hatte. Die Stunde des Abschieds nahte, und Elisabeth schien sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. Sie bat die Mutter immer wieder um Verzeihung und trug ihr tausend, tausend Grüße für Eduard auf. Ihre Geschwister preßte sie mit Ungestüm an ihr Herz und bedeckte ihre Gesichtchen mit heißen Küssen und Tränen.

„Ach, ich bin sehr krank“, sagte sie, „sonst wäre ich nicht so elend schwach; früher konnte ich mich besser beherrschen.“

Endlich mußte es sein. Der Abschied war wirklich herzzerreißend. Selbst der Gefängniswärter, der gekommen war, Frau Walden an die Trennung zu mahnen, war bewegt. Er mußte Elisabeth mit sanfter Gewalt von der Mutter und den Kindern wegreißen und sie auf ihr Lager zurückführen, auf das sie kraftlos niedersank.

Wie mochte die Arme die ganze Nacht in verzweiflungsvollem Gebet sich die Hände wund gerungen haben, welcher Aufruhr mochte in ihrer Seele gewüthet haben, das hat aber niemals ein Sterblicher erfahren. Am folgenden Morgen konnte sie nicht mehr aufstehen, war aber ruhig und heiter.

Sie bemerkte zu dem Gefängniswärter, sobald Hugo Walden komme, solle er ihn hereinlassen. Gegen neun Uhr wurde die Thüre aufgetan, und Hugo trat ein. Er war noch bleich vom Blutverlust, und seine schönen, sonst so heiteren Züge waren vom Ausdruck einer tiefen Trauer umflort. Elisabeth erhob mühsam den Kopf von ihrem Kissen, und ein Strahl der Freude überflog wie heller Sonnenschein ihr Antlitz.

„Dank dir, Hugo, daß du gekommen bist“, sprach sie, während ein sanftes Lächeln ihre Lippen umsäumte, „nicht wahr, du vergibst mir, nicht wahr, du vergibst deiner Mörderin, bevor sie stirbt?“

Hugo sah sie mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe und Wehmut an.

„Sprich nicht so, Elisabeth“, erwiderte er, sich zur Ruhe ermannend, „du bist nicht meine Mörderin, du bist einer solchen That nicht fähig, m i r mußt du das nicht sagen.“

„Warum wäre ich denn hier?“ sagte Elisabeth leicht zusammenzuckend. „Aber das schwöre ich dir, Hugo, mein Glück, dich lebendig vor mir zu sehen, ist so groß, daß es reichlich alle Leiden aufwiegt, die ich auf Erden ausgestanden habe.“

„Das glaube ich, daß du froh bist, weil jener Schuß fehlgegangen ist.“

„Wie groß meine Reue ist, kannst du daraus schließen, daß ich mit so schnellen Schritten meinem Tod entgegengegangen bin.“

„Elisabeth, ich bin hergekommen, um dich zu bitten, um dich anzusehen: sage nicht, du habest mich ermorden wollen. Du täuschest mich ja nicht, ich weiß es so gewiß, als ich hoffe, einst selig zu werden, daß du es nicht getan hast, und keinen Augenblick war ich in Zweifel darüber, aber es wäre mir so süß, es von deinem Munde zu vernehmen.“

„Du mein Gott, hast du vielleicht einen Unschuldigen im Verdacht? Ich habe ja die Strafe einer Verbrecherin erlitten, wer anders sollte denn dein Mörder sein?“

„Jedenfalls eine niederträchtige Kreatur, nicht sowohl

weil sie mir nach dem Leben getrachtet hat, als vielmehr weil sie dich an ihrer Stelle büßen läßt.“

„Hugo“, sprach sie, ihn mit einem langen Blick ansehend, „störe meine Ruhe nicht, du siehst, ich sterbe.“

„Ja, du stirbst, du stirbst“, rief Hugo heftig ausbrechend. „und mit dir wird mein Glück begraben. Weißt du wohl, daß du meine Liebe und mein Leben bist? Du wirst mein Gedanke und mein Leitstern sein, wenn schon längst Gras und Blumen deinen Hügel decken. Ich bin nicht mehr der von früher, in dieser kurzen Zeit bin ich ein neuer Mensch geworden. Deine Tugend wird von nun an mein Vorbild sein, dein Bild wird mir vorschweben, wenn ich auf meinem Lebenswege schwanke, an dich, an dich werde ich zurückdenken, wenn die Versuchung an mich herantritt, und du wirst mich retten. Christus ist der Christen Ideal, du bist das meinige, du bist eine Heilige. Ich suche keine Freude und keine Liebe mehr auf der Welt, wenn du tot bist. Mein Glück soll darin bestehen, dir nachzustreben und deiner Erinnerung zu leben.“

Elisabeth sah ihn traurig an.

„Armer Hugo“, sagte sie, „das Mitleid mit meinem traurigen Los hat dein Herz verwirrt gemacht. Du wirst mit Silvia glücklich sein, das hoffe ich.“

„Mit Silvia? Ach, wer wird nach einer solchen Tat noch an Silvia denken können?“

„Warum liebst du Silvia nicht mehr? Wie schwankend bist du!“

„Ich bin nicht mehr schwankend, einst war ich leichtsinnig und flatterhaft, gemein war ich niemals; aber eine einzige Stunde hat mich von meinem Leichtsinn befreit; das war diejenige, in der ich deine Tat erfuhr, in der man mir sagte, Elisabeth sei meine Mörderin. Ich aber erkannte mit ehrfurchtsvollem Schauer deine Heldentat, und während meine Augen bittere Tränen über dein Los weinten, hebte mein Herz vor Wonne, dich anzubeten. Elisabeth, du warst einst meine Verlobte, ich weiß, du hast mich geliebt mit all

der Liebe, der deine reine Seele fähig ist und der ich damals nicht würdig war.“

„Das ist vorüber.“

„Du bist gut gegen alle Menschen, schlage mir die Bitte nicht ab, wir wollen den Bund erneuern, bevor du stirbst.“

„Willst du dein frisches, freudiges Leben an den Tod binden?“

„Du bist für die Welt verloren, aber nicht für mich; in meinem Herzen wirst du ewig leben. Laß mir den Trost, sage mir, daß du mich liebst.“

„Ich habe schon vor vier Jahren mit der Welt abgeschlossen, keine irdische Liebe hat seither mehr in meiner Seele Raum gehabt.“

„Elisabeth“, sagte Hugo mit einem trüben Lächeln, „siehst du, wie schlecht du deine Rolle als Mörderin spielst, du habest mich ja aus Eifersucht ermorden wollen. So sage wenigstens, du habest mich nicht ermorden wollen. Willst du vor der Welt meine Mörderin sein, wohlان, so sei es, aber mich laß das einzige Trosteswort hören.“

„Wie kannst du mich so quälen! Ich bin so todesmatt, daß ich kaum mehr reden kann. Nun denn, ich habe dich nicht ermorden wollen, ich habe es im Wahnsinn getan. Du bist lieb und gut, wie hätte ich gegen dich einen so bösen Gedanken fassen können?“

„Du nennst mich lieb und gut?“ sprach Hugo; „dank' dir für dieses Wort.“ Eine unbeschreiblich sanfte Seligkeit erfüllte sein Herz.

Elisabeth sank in das Kissen zurück. Sie schloß die Augen und atmete so leise, daß er sie nicht mehr vernahm. Er sah ein, daß es eine Grausamkeit gewesen wäre, sie weiter zu bestürmen, und er verhielt sich still neben ihrem Bette. Er faßte ihre Hand, sie war kalt. Nach einer Weile schlug sie die Augen wieder auf.

„Hast du noch einen Wunsch auf Erden, Elisabeth?“

Raum hörbar antwortete sie: „Wenn es dir möglich ist, so schließe Frieden mit Eduard.“

Hugo schauderte.

Sie fuhr mit der größten Anstrengung fort: „Du kennst den Adel seiner Seele nicht. Er ist wohl in einem Augenblick der Leidenschaft imstande, sich zu vergessen, aber er ist auch solcher Entschlüsse fähig, welche die höchste sittliche Kraft erfordern. Wenn du wüßtest, wie unglücklich er ist, wie gerne er sein Leben hingeben würde, um an meiner Stelle sein zu können, so hättest du Mitleiden mit ihm.“

Hugo zitterte an allen Gliedern, endlich sagte er mit bebender Stimme: „Du wünschst es, Elisabeth, es sei. Auch will ich glauben, daß Eduard unglücklich und tugendhaft sei und daß das Geschick mit ihm ein grausames Spiel getrieben habe. Soviel an mir liegt, werden wir fortan in Eintracht leben. Ich habe an ihm manches gutzumachen. Wir werden mit vereinten Kräften für die Deinigen arbeiten und sorgen. Meine Vergnügungen werden mich weder Geld noch Zeit mehr kosten, mein Vermögen steht den Deinen zur Verfügung, es wird ihnen gut gehen, du hast für sie eine gute Saat gestreut.“

Noch einmal strahlten ihre Augen voll Feuer, und ihre Gestalt zitterte vor freudiger Empfindung, dann schloß sie ermüdet die Augen. Hugo richtete von Zeit zu Zeit leise eine Frage an sie; es war ihr nicht mehr möglich, zu antworten. Große Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn, ihr Antlitz war weiß wie das einer Toten, und sie haschte mitunter unruhig mit den Händen in der Luft herum.

„Leidest du?“ fragte Hugo mit unsäglichem Schmerz.

Sie nickte mit dem Kopf. Er erkannte, daß ihre letzte Stunde da war und lauschte in ängstlicher Spannung auf ihren Atem. Der Gedanke, ihren letzten Seufzer auffangen zu können, machte ihn weniger unglücklich.

„Ich war felsenfest überzeugt“, sagte er wie zu sich selbst, „daß sie es nicht getan hatte.“

Sie schlug die Augen auf und sagte ruhig und klar: „Ich habe es getan.“ — Da plötzlich noch ein paar Zuckungen, die durch ihren ganzen Körper fuhren, schnelles Aufreißen

der gebrochenen Augen, ein leises Röcheln, dann Totenstille und Totenruhe. Sie war gestorben. Als Hugo sich von ihrem Tod überzeugt hatte, drückte er ihr die Augen zu, faltete ihre Hände über der Brust zusammen und richtete ihr Haupt, das seitlich gefallen war, auf. Dann verhüllte er sein Antlitz und sank leise weinend an ihrem Lager nieder. Der Gefängniswärter, der nach vier Stunden eintrat, fand ihn noch in derselben Stellung. Als er sah, daß die Kranke gestorben war, hat er Hugo, das Gemach zu verlassen, weil man die Tote in das Totenzimmer bringen müsse. Hugo raffte sich mühsam auf und machte sich auf den Weg, um der Tante die traurige Botschaft zu bringen.

* * *

Jahre sind vergangen. Das Glück ist in das Haus der Frau Walden eingekehrt. Elisabeths Schwestern sind zu blühenden Jungfrauen und glücklichen Gattinnen, ihre Brüder zu tugendhaften, geachteten Männern herangewachsen. Der Name Elisabeths wird nie ausgesprochen, und ängstlich sucht man alles zu vermeiden, was an sie erinnert, denn diese Erinnerung ist der einzige dunkle Fleck, der mitunter den Glanz der Glückssonne beeinträchtigt, die über diesem Haus aufgegangen ist. Kommt eines ihrer Geschwister in die Nähe des Gefängnisses, so beschleunigt es unwillkürlich den Schritt und wirft einen scheuen Blick auf das düstere Gebäude, wo ihre Schwester, an die sie sich kaum erinnern, welche einen Mord aus Eifersucht begangen hatte, für ihre Schuld büßen mußte. Die Mutter hat das Bild Elisabeths, das in der Wohnstube hing, entfernt, um durch den Anblick nicht an das gräßliche Unglück gemahnt zu werden. Oft aber sieht man an schönen Frühlingsabenden zwei ernste Männer auf dem Kirchhof an einem einsamen Grabe stehen. Ein einziger Rosenstrauch ziert den Hügel. Der eine dieser Männer bricht eine Rose und neigt seine Wange drauf. Der heitere Ausdruck seiner ernstesten, männlichen Züge wird von einem weh-

mütigen Ernst gemildert, und seine Augen leuchten in einem eigentümlich feuchten Glanz, indem er sie zum Himmel erhebt. „Elisabeth“, spricht er leise, „wenn es dir vergönnt ist, an der Menschen Schicksal teilzunehmen, so blicke einen Augenblick auf mich herab. Dein Name ist verklungen, niemand denkt mehr an dich und deine Schande; aber ich habe dir Wort gehalten. Ich bin dir treu geblieben, du lebst in meinem Herzen, du hast mein besseres Selbst gerettet, wie ich es dir einst gesagt hatte!“ Der andere bricht eine Rose vom Strauch und preßt sie heftig an seine Lippen, dann zerdrückt er sie krampfhaft in der Hand und läßt sie im Abendwind zerflattern, während seine düsterglühenden Blicke auf dem Grabe haften. „So habe ich dein Dasein zerknittert, zerstört, und doch warst du reiner als diese Rose. Ruhe sanft, armer, geliebter Engel, in deinem kühlen Bett da drunten. Wohl mag dir die Erde leicht sein, denn du bist eine Heilige, aber wie wird mir einst sein, wenn ich mit dir Angesicht zu Angesicht stehen werde?“ — Ein tiefer Seufzer entsteigt seiner Brust. Der erstere sieht ihn mitteilidig an, dann faßt er ihn bei der Hand und spricht: „Es wird Nacht, komm, Eduard, wir wollen gehen. Aber warum hast du die Rose weggeworfen? Diese Blumen sendet uns Elisabeth aus der Nacht ihrer Verwesung empor, als ein Zeichen, daß ihre Liebe fortlebt. In diesen Athern fließt ihr Blut, diese zarten Blätter sind ein Teil von ihr selbst, nur in einer anderen Form, vielleicht sind sie ihrem Herzen entstiegen, wer weiß, ob in dem Kelch nicht selbst ein Gedanke von ihr tiefverborgen schlummert, den wir nicht verstehen, der uns aber auf Geisterschwingen umschwebt und in unsere Seelen Ruhe gießt. Darum wollen wir nicht trauern. Wir haben sie nicht verloren, sie ist noch immer unser.“ Hugo — denn dieser ist es — zieht ihn nach Hause, aber seine Trostesworte vermögen die Wolken nicht zu zerteilen, die seine Stirn umlagern. Eduard ist der einzige Unglückliche des Hauses, obgleich der Ruhm, nach dem er als Jüngling so feurig gestrebt, reiche Vorbeeren um seine Stirn gewunden

hat. Nach jener verhängnisvollen Nacht reiste er nach Rom, um in der Kunst Vergessenheit zu suchen, aber keine Ruhe wurde ihm zuteil. Sein unglückliches Temperament fand in dem Erlebten eine reiche Quelle des Trübseins und der Selbstqual. Das Opfer, das er und Elisabeth dem Wohl der Familie gebracht hatten und das er in der ersten Zeit als eine That der höchsten Selbstverleugnung ansah, kam ihm später seinerseits als ein Verbrechen vor und bot ihm immer neuen Stoff zu Gewissensbissen und Selbstvorwürfen. Als er nach drei Jahren als vollendeter und berühmter Künstler in die Heimat zurückkehrte, hoffte er anfangs im Schoße seiner Familie, die er durch seine Fürsorge glücklich sah, seinen Frieden wiedererlangen zu können; aber diese Hoffnung wurde durch das erste Zusammentreffen mit Hugo gänzlich zerstört. Hugo war so verändert, so weich und kindlich gegen ihn, daß er die Wucht seines Verbrechens doppelt auf sich lasten fühlte. Er faßte den Entschluß, sich Hugo zu entdecken, aber dieser wich seiner Mitteilung aus. Ein wiederholter Versuch gelang nicht besser. Eduard merkte wohl, Hugo wußte alles, wollte aber nichts wissen. Er trug sich auch oft mit dem Gedanken herum, der Welt seine Schuld zu entschleiern. Aber wozu das? Es wäre nicht im Sinn Elisabeths gewesen und hätte nichts genützt. — Nie kam Elisabeths Name über Hugos Lippen, aber Eduard fühlte wohl, daß sie es war, welche die Umwandlung in ihm hervorgebracht hatte, und unverabredeterweise trafen sie oft an ihrem Grabe zusammen. Einmal wagte Eduard Hugo ein Bild zu überreichen. Dieser warf einen Blick darauf und sank Eduard laut weinend um den Hals. Das Bild ist seither berühmt geworden. Es stellt eine hohe, bleiche Mädchengestalt dar, die ihre Hände wie beschwörend gegen einen Jüngling ausstreckt, der mit abgewandtem Antlitz sich mühsam an einem Fenster aufrecht zu halten scheint. Es ist Nacht. Ein schwaches Licht erhellt den düsteren Raum, das Fenster ist halb geöffnet, und durch die Oeffnung sieht man ein Stückchen von gestirntem Nachthimmel. Der Mond wirft ein

schwaches Streiflicht auf das Mädchen, und seine matten, trüben Strahlen verweben sich wunderbar mit dem Licht im Gemach. Bei dieser eigenthümlichen Beleuchtung zeigen die Züge des Mädchens etwas erschreckend Starres, Totenhafes, man denkt unwillkürlich an eine Graberscheingung; aber sie ist keine Tote; in ihren Augen ist eine Seele voll Allmacht. Sie läßt ihre Augen über den Jüngling hinweggleiten und erhebt sie zu der ewigen Schönheit des Himmels, doch nein, ich glaube sie versenkt sie weiter, sehrend, suchend, forschend in das Unermeßliche, Leere, und ihre Augen scheinen den Schleier durchbohren zu wollen, der sie am Weiterschauen hindert. Man erbebt bei dem Anblick dieser Augen, Schauer der Ewigkeit durchrieseln die Glieder, man fühlt, wie diese Seele in feurigem, allgewaltigem Flug dem Jenseitigen zustürzt und die Schranken halb überschritten hat, die sonst den Sterblichen von demjenigen trennen, was ihr Geist nicht fassen, nur ahnen kann. Hugo hatte das Mädchen erkannt. — Eduard hat das Geheimnis nicht immer treu bewahrt. Als ich ihn einmal in einer trüben Stunde überraschte, erzählte er mir die Geschichte Elisabeths, ich erfuhr von ihm auch die Unterredungen, die diese mit der Mutter und mit Hugo vor ihrem Tode im Gefängnis gehabt hatte. Hugo selbst hatte ihm seinen letzten Besuch bei Elisabeth mitgeteilt, wahrscheinlich um ihn zu überzeugen, daß Elisabeth nichts verraten hatte und daß es ihr Wunsch war, daß der Schleier, der über diesem Ereignis lag, nicht gelüftet werde.

Meine Freundschaft für Eduard kann leider die stürmischen Wogen seines krankhaft aufgeregten Gemüthes nicht besänftigen. Ach, wer weiß, ob hinter der düsteren Glut dieser Blicke nicht der Wahnsinn lauert? — Und Silvia? Nun, Silvia vermählte sich nach einigen Jahren mit einem Verwandten und, soviel man hört, ist sie eine glückliche Gattin geworden.

Biographische Skizze

Johanna Garbald wurde am 22. März 1840 in Zuoz (Engadin) als erstes von sieben Kindern geboren. Ihre Eltern waren Thomas Gredig und Deta, geb. Florin. In ihrem Geburtsort verbrachte die kleine Johanna ihre Kinderjahre. Sie besuchte die Dorfschule, an der ihr Vater als Lehrer tätig war¹. Nach ihrer Konfirmation kam sie zu ihrer weiteren Ausbildung nach Chur, woselbst sie sich als einfaches Dorfkind bald vor den anfangs auf sie herabsehenden städtischen Mitschülerinnen dermaßen auszeichnete, daß die Lehrer sie Professor Gredig nannten.

Im Herbst 1860 lernte sie, anlässlich einer militärischen Einquartierung, Agostino Garbald, ihren künftigen Gatten, kennen. Am 6. Mai 1861 folgte sie diesem, der Zolleinnehmer in Castasegna war, in das stille Grenztal im südlichsten Teile des Kantons Graubünden. Bald darauf bauten sie ein eigenes Heim, in dem die Schriftstellerin ihr ganzes späteres Leben verbrachte. Erst nach fünfzehnjähriger Ehe kam ihr erstes Kind, ein Knäblein, zur Welt, das ihr aber sofort wieder genommen wurde. 1877 folgte ein Sohn Andrea und 1880 die Tochter Margherita. Beide leben noch heute in Castasegna. Ein später geborener Sohn, August, starb 1932 in Brasilien. In der ländlichen Einsamkeit gedieh ihre lebendige Phantasie und entwickelte sich ihre schriftstellerische Veranlagung. Kurze Aufenthalte in ihrem Geburtsorte brachten allein etwas Abwechslung in ihr stilles Leben. Eine Reise nach Italien in ihrem 54. Jahre, die sie mit den Kunstschätzen der Vergangenheit in nähere Berührung brachte und die sie bis nach Rom führte, mag ihren Geist in besonderer Weise befruchtet haben. In späteren Jahren bekam sie immer wieder Besuche von

¹ Thomas Gredig dichtete selbst in romanischer Sprache. Mehrere seiner Gedichte sind in neueren Lesebüchern der Engadiner Schulen aufgenommen worden.

ihren vielen Lesern, darunter auch Julius Sturm, der von ihr die Erlaubnis einholte, ihre Erzählung „Donath von Baz“ zu dramatisieren. Reiche Anregung und Freude brachten ihr auch die Besuche ihrer Verleger und derjenige von J. B. Widmann, ihrem sie begünstigenden Kritiker.

Ihr Auftreten war einfach und anspruchslos. Sie war eine gute Bündner Hausfrau und liebevolle Mutter. In jüngeren Jahren verfertigte sie feine Handarbeiten nach eigenen Entwürfen. Eine solche wurde in Berlin unter 2000 Konkurrenzarbeiten mit dem dritten Preise bedacht. Mit zunehmendem Alter legte sie nach und nach die Feder aus der Hand; aber sie interessierte sich bis in späte Tage für das Leben der Außenwelt und freute sich besonders der jungen Generation, die durch Sohn und Tochter vielfach bei ihr aus- und einging. Sie starb, nahezu 95 Jahre alt, am 4. März 1935.

Ihr literarisches Lebenswerk findet sich in der nachfolgenden Bibliographie zusammengestellt. Auch ihre Bücher hatten ihre Schicksale! Zuerst schrieb sie Erzählungen für Zeitschriften, hauptsächlich für die „Helvetia“. Später studierte sie die Geschichte Graubündens und schöpfte aus dieser die Stoffe für ihre weiteren literarischen Arbeiten. Einzelne Bücher ließ sie im Selbstverlag erscheinen, darunter „Faustine“, von der große Bestände lange Jahre auf dem Estrich ihres Hauses lagerten, bis eine Basler Firma das Buch wieder in Umlauf brachte, so daß es in wenigen Jahren vergriffen war. Mit 60 Jahren schrieb sie im Auftrage der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bergells eine Geschichte des Bergeller Tals, die vom Verlag Huber in Frauenfeld, geschmückt mit hübschen Landschaftsbildern, verlegt wurde und großen Beifall fand. Im Jahre 1903 schrieb sie im Auftrage des Kantons Thurgau das Festspiel zur Feier seiner Vereinigung mit der Eidgenossenschaft. Am bekanntesten ist wohl eines ihrer letzten Bücher, „Violanta Prevosti“, das auch in italienischer Uebersetzung von Romeo Fontana herauskam. Ihre geistige Entwicklung hat sie in einem Heftchen, das von der Neuen Helvetischen Gesellschaft Chur im Jahre 1923 herausgegeben wurde, in anschaulicher Einfachheit niedergelegt.

Johanna Garbald hat in ihrer Zurückgezogenheit, die durch ihre äußeren Verhältnisse bedingt war, doch ein reiches und

für sie selbst und ihre Zeit fruchtbares Leben zurückgelegt. Sie war eine Wahrheitsucherin und bekennt von sich, daß sie eifrig nach ihr gesucht, sie aber nicht gefunden habe, daß sie aber auch das stete aufrichtige Streben nach Erkenntnis als Gewinn empfinde.

Bibliographie

Für die chronologische Richtigkeit kann nicht gebürgt werden,
da die Manuskripte kein Datum tragen.

R o m a n e.

1. Elisabeth, 1860—65, unveröffentlicht.
- *2. Frühzeitige Verlobung, 1865—70, unveröffentlicht.
- *3. Die Rüfe, 1879 („Helvetia“); in Buchform erschienen 1926. Huber, Frauenfeld.
- *4. Faustine, 1889, Vogel, Glarus; zweite Ausgabe: Geering, Basel.
- *5. Violanta Prevost, 1905, Huber, Frauenfeld.

Die mit dem * bezeichneten Werke sind von der Verfasserin umgearbeitet worden, und zwar wie folgt: Frühzeitige Verlobung zu „Nachbartinder“, Erzählung, 1880 in der „Helvetia“ erschienen.

Die Rüfe.

Faustine zu „Oliva“, unveröffentlicht.

H i s t o r i s c h e E r z ä h l u n g e n.

1. Der Apostel, 1882.
2. Donath von Baz, 1884 („Helvetia“); in Buchform.
3. Dem Licht entgegen, 1886; unter dem Namen: Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit 1888 bei Vogel, Glarus, erschienen.
4. Wilhelm Tell, 1881, Huber, Frauenfeld.
5. Die Rätlerin, 1899, Schäfer, Schöndorf-Leipzig.
6. Die Namenlosen, 1921, „Neue Bündtner Zeitung“. 1922, in Broschürenform.
7. Die Rache des Leibarztes, 1922, unveröffentlicht.
8. Aus bewegter Zeit, unveröffentlicht.

E r z ä h l u n g e n.

- *1. Ein Kind des Südens, 1879 („Edelweiß“).
- *2. Stille Wasser, 1879 („Edelweiß“).
3. Die Befehrung, 1888 („Helvetia“).
4. Durch drei Generationen, 1896 („Bündtner Kalender“).
5. Der Ring („Helvetia“).
6. Die Treue, sie ist kein leerer Wahn. ?

7. Die Sommerkur, 1902.
8. Die Million, 1920.
9. Einer, der weiß, was er will, 1921.
10. Die Schule des Lebens, 1924.
11. Zwei Cousinen, 1927 („Schwizerhüsli“).

Die mit dem * bezeichneten Erzählungen sind von der Verfasserin umgearbeitet worden, und zwar wie folgt:
 Ein Kind des Südens zu „Eine unerzogene Frau“, 1904.
 Stille Wasser zu „Frühling und Sommer“, 1893.

Tiergeschichten und Fabeln.

1. Rosa und Lila, 1887 („Helvetia“).
2. Neujahrsmärchen, 1889 („Helvetia“).
3. Wir und unsere Lieblinge, 1914, in Buchform, Huber, Frauenfeld.
4. Mohammed II., 1926 („Schwizerhüsli“).
5. Blumen- und Tierfabeln, 1924, unveröffentlicht.

Beschreibungen und Skizzen.

1. Die Nähmaschine, 1889 („Helvetia“).
2. Wie unsere Großmütter beteten und sangen, 1896 („Helvetia“).
3. Marren, 1898 („Helvetia“).
4. Das Bergell, 1902, in Buchform, Huber, Frauenfeld.
5. Indisches, Gandhi und Tagore, 1927 („Schwizerhüsli“).

Biographien.

1. Autobiographie, 1902 („Helvetia“).
2. Ein Blatt auf Segantinis Grab, 1923 („Schwizerhüsli“).
3. Autobiographie, 1923, Broschüre.

Kulturhistorische Skizzen.

1. Der Untergang von Plurs, 1895 („Helvetia“).
2. Aus entlegener Zeit, 1897 („Helvetia“).
3. Etwas aus den Bergen, 1902 („Helvetia“).

Diverse.

1. Magdalenas Memoiren, 1901 („Helvetia“).
2. Zum 25. Jubiläum der „Helvetia“, 1902 („Helvetia“).
3. Aphorismen („Helvetia“).
4. Der Weihnachtsbaum.

D r a m e n.

1. Donath von Baz, ?, unveröffentlicht.
2. Festspiel der Thurgauischen Zentenarfeier, 1903, Huber, Frauenfeld.
3. Festspiel der Calvenfeier, Fragment, unveröffentlicht.

G e d i c h t e.

1. Das Lied, 1894.
2. Gebet (später Theist), 1894.
3. Weltseele (später Pantheist), 1895.
4. Minnelied.
5. Das Duett.
6. Blumenmärchen.
7. Atheist.
8. Leben und Tod.
9. Schmerz und Liebe.
10. Blumenverwandlung.
11. Die tote Mutter.
12. Lose Blätter aus der Vereinsmappe.
13. Erste Rede des Präsidenten.
Zweite Rede des Präsidenten.
Dritte Rede des Präsidenten.
14. Zwei Blüten.
15. Im Wald.
16. Auf dem Friedhof (im Leichenzug).
17. Mein Stern.
18. Achmed.
19. Der Eskimo.
20. Der Nordpolfahrer.
21. Der Brand von Zuoz und Scanfs am 8. Juni 1499
(geschrieben 1896).
22. Stille Pflüger.
23. Schwalbe.
24. Finf.
25. Wintervögel.
26. Nachtigall.
27. Die Bauernfrau.
28. Kennt ihr die Not?
29. Das Gewerbe.
30. Deutschland 1918.
31. Achtstundentag.
32. Weihnacht 1920
 - a) Die Not
 - b) Die Weihnacht.
33. Ritornelle (Gartenblumen).

Ausführungen über den Inhalt der historischen Romane.

In dem historischen Roman ist neben der Beschreibung der Zeitereignisse die religiöse und die Freiheitsidee als Leitmotiv vorherrschend.

In *Apostel* das Christentum, das sich zur Zeit der Eroberung Rätians durch die Römer Bahn bricht.

In *Donath von Baz* die Befreiung aus der Leibeigenschaft.

In *Dem Licht entgegen* der Kampf der Reformatoren gegen die Mißbräuche der Kirche.

In *Violanta Preposti* will sie eine weibliche Charakterfigur hinstellen, die, um Glauben und Vaterland treu zu bleiben, weltlichen Ehren entsagt.

Hauptscenen: Bündner Herrschaft in Chiavenna; Protestantischer Mord im Veltlin; Untergang von Plurs; Parteigetriebe in Graubünden.

In *Faustine* hat die Verfasserin ihr Inneres niedergelegt. Faustine ist ein junges Mädchen, das, unbefriedigt von einem inhaltslosen Genußleben eine Idee sucht, die ihr Leben befruchtet. Die Welt, die an sie herantritt, gibt ihr Satzungen und Formeln, die sie als unzulänglich von sich weist. Die Kunst gibt ihr keine Antwort auf die höchsten Fragen der Menschheit. Sie wendet sich an die Wissenschaft; doch bei abgeschlossenen Medizinstudien muß sie sich eingestehen „erst den Fuß auf die ungeheure Sprossenleiter der Naturerscheinungen gesetzt zu haben, durch deren Erkenntnis sie das letzte Geheimnis entdecken wollte“. „Mensch, lerne dich bescheiden“, spricht es in ihr, „dein Wissen ist Stückwerk, begnüge dich mit dem Suchen, das Finden ist dir nicht gegeben.“

Ich habe die Wahrheit gesucht, aber nicht gefunden; aber daß ich gesucht habe ist schon Gewinn.

— — — im ungeheueren Reich der Erscheinungen besteht nichts für sich allein, alles wirkt im Zusammenhang, so auch der Mensch, er ist nur ein Glied in der Kette. Die Blume, die heute verwelkt, dient zum Aufbau einer anderen, der Gedanke, den du achtlos hinwirfst, gräbt sich im Gehirn eines Freundes fest und tritt unter anderer Gestalt wieder an das Tageslicht, so wird das Wort zur unabsehbaren Gedankenreihe. Und das kann ich dir sagen, ich habe kein schlechtes Wort gesprochen, keinen unreinen Gedanken gehegt. Meine Verirrungen, meine Schmerzen sind nicht umsonst gewesen, ein anderer zieht eine Lehre daraus und wird klüger und besser. Aus der Erfahrung erwächst die Erkenntnis und an den Errungenschaften des Vergangenen rankt sich das Gegenwärtige empor, und die Menschheit steigt höher und höher. Dies ist mein Trost.

Ueber ihre Gedichte.

Ihr Suchen nach einem tieferen Sinn des Lebens, nach einer Einheit in der Schöpfung, nach der Frage des Seins und des Nichtseins, ist der Faden, der sich durch alle ihre Schriften zieht, durch die Gedichte im besonderen.

O Mutter Erde, die mich geboren,
Hast du bewahrt die Erinnerung?
Wann sandte die Zeit dich aus ihren Thoren?
Wann kamst du untern den Schwestern in Schwung?

Es war der Tod — was ist der Tod?
Er ist unerschaffen und wird nie vergehen,
Im Schatten des Lebens nur hat er Gestalt,
Doch wird seine Herrschaft auf ewig bestehen,
Er ist wie das Weltall so jung und so alt.

(Aus Leben und Tod.)

Auf dem Friedhof. (Im Leichenzug.)

Bald in dieses Kirchhofs Frieden
Fällt noch eine Blüte nieder,
Bist es du?

Sieh, wie schnell ein junges Leben
Ward geholt aus Tagesweben
Tief zur Ruh.

Neben seiner Friedensstätte
Deckt auch dich im kühlen Bette
Erde zu.

Und aus unserem Trauerkreise
Widerhallt es leise, leise:
Bist es du?

Mein Stern.

Lieblicher Stern, dich grüße ich vor allen,
Freundlich trittst du aus goldenen Hallen,
Schwebst am Himmel selig dahin,
Sage mir, Stern, woher, wohin?

Daß du aus Staub und Wasser geboren,
Sterblichen Wesen als Heimstatt erkoren,
Leben empfangest von fremdem Licht,
Blume des Himmels, das glaube ich nicht.

Nein, du bist eine Träne der Engel,
Die sie geweint über Erdenmängel,
Als die Menschen den ersten Schmerz
Bittend gewendet himmelwärts.

Behmut und Hoffnung sanft verwoben
Schickst du mir immer wieder von oben.
Menschliches Irren, irdische Qual
Gibst du verklärt im Tränenstrahl.

Aus „Deutschland 1918“, verfaßt kurz nach der Niederlage
Deutschlands im Weltkrieg 1914—1918. (Letzte Strophe.)

Hast du geirrt? Ich weiß es nicht zu sagen.
Arbeite du am Bau der Menschlichkeit,
Und baue fort, bis deine Zinnen ragen.
Dann ist ein Werk vollbracht für alle Zeit.
Wirf Perlen aus nach Westen und nach Osten,
Und laß für immer deine Waffen rosten.

Neigung zum Pantheismus findet sich schon in der Erzäh-
lung „Elisabeth“, vor ihrem 25. Jahr geschrieben, und findet
ihren vollendeten Ausdruck im Gedicht „Weltseele“.

Weltseele.

Alles durchdringende,
Alles vollbringende,
Allgegenwärtige Weltseele du,
Du bist Bewußtsein, Empfindung und Wille,
Treibende Kraft in verborgener Stille,
Ewiges Leben in ewiger Ruh.

Für alles Bewegen,
Im Werden, sich Regen,
Hast du vorsehend schon Inhalt und Form.
Und wird aus des Reimes raschem Entfalten
Leben geboren in tausend Gestalten,
Gibst du Gesetz ihm, bist du ihm Norm.

Alles Bestehenden,
Alles Vergehenden
Göttliche Mutter, Weltseele du,
Deiner Gaben verschwendrische Fülle
Gossest in meine zerbrechliche Hülle.
Sage mir, Seele, wozu, wozu?

Kommen und Gehen,
Wie Blätter verwehen
Ist der Sterblichen irdisches Los;
Aber des göttlichen Strahles Wehen,
Das du gebannt in mein kurzes Leben,
Sinket zurück in deinen Schoß.

Die Werke Silvia Andreas wurden in der literarischen Welt meist günstig beurteilt. Es wurden besonders ihre weitesten geschichtlichen Kenntnisse, die Gabe anschaulicher Darstellung, die markige, von allem Künstlichen und Sentimentalen freie Sprache hervorgehoben. Doch wurde die Tiefe ihres philosophischen und metaphysischen Denkens übersehen oder gering geschätzt. — Das Suchen nach Wahrheit füllte ihre Gedanken aus von frühester Jugend bis in die letzten Lichtintervalle ihres Lebens.

Rudolf Geering, Verlag in Basel, Totentanz 14

In meinem Verlag sind ferner aus dem Gebiet der Unterhaltungs-
Literatur die nachfolgend verzeichneten Bücher erschienen. Dieselben sind
durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Nellen, Dr. Eugen: Fünfzig Fabeln. Mit Titelzeichnung von Heinrich
Kämpel. Geb. Fr. 2.80.

„... Ein schweizerischer Lafontaine... Unserm täglichem Leben
und Wollen, Sorgen und Wünschen, unsern lieben Eigenschaften und
Unvollkommenheiten sind die kostbaren Einfälle abgelauscht, die uns
Eugen Nellen in der Gestalt witziger und nachdenklicher Tierfabeln vor-
legt. Seine Sprache, sein Stil, seine Gestaltung sind geistreich lebendig, der
Ton gehoben und lustig zugleich, wie wenn kluge Leute miteinander leb-
haft sich unterhalten und sich gegenseitig im Vergnügen an witzigen Pointen
steigern.“ „Basler Nachrichten“ 30. April 1937.

**Brie, Maria (M. Dedo-Brie): Johannes Tauler und der Gottes-
freund.** Roman. Mit Buchschmuck v. E. Wiegener. Eleg. brosch. Fr. 4.50,
Leinen mit Goldpressung Fr. 5.50

Bühler, Paul: Die Tempelreise. Historische Novellenfolge. Stationen der
Geistesentwicklung vom Griechentum bis zur Neuzeit

„Diese historische Novellenfolge ist ein Weg eigener Prägung. In einer sub-
tilen, bilderreichen Sprache schildert der Verfasser Stadien in der Geistes-
entwicklung der Menschheit... Die Novellensammlung stellt unbedingt
eine dichterische Leistung dar...“ „Der Bund“, 15. Dez. 1936.

Content, Adelyde: Mariannchens Buch der goldenen Märchen.
(Jugendchrift.) Mit vielen, teils farb. Bildern von Z. von Blommestein.
Hübsch gebunden mit farb. Einbandzeichnung Fr. 2.50.

Langen, Hilde: Die sieben Raben. Bilderbuch mit 6 großen farbigen
Bildern nach Aquarellen; Text-Dichtung von Maria Strachwitz.
Format 30×38 cm. Hübsch gebunden Fr. 10.80

Hilde Langen, die bekannte Malerin von Märchenbüchern, legt uns ein
neues Kinderbuch auf den Weihnachtstisch. Frau Marta Strachwitz hat
das alte Märchen in sinniger Weise balladenartig gestaltet, so daß
hier sowohl textlich wie bildhaft ein Kunstwerk vorliegt, das den Kindern
und mit ihnen den Erwachsenen Freude bereiten wird.

Siegel, Hermann: „Das große stille Leuchten.“ Betrachtungen
über Conrad Ferdinand Meyer und sein Lebenswerk. Mit Porträt
und Namenszug des Dichters. Brosch. Fr. 6.—, eleg. Leinenband Fr. 7.—

— **„Lieb' und Lust und Leben.“** Die Welt des Kindes in der Dichtung
Conrad Ferdinand Meyers. Eleg. Leinenband m. Goldpress. Fr. 6.—

von Sybel-Petersen, Adelheid: Albert Steffen, Wesen u. Werk
Mit Abb. Steffens Portrait u. Autogr. Eleg. Leinenb. m. Goldpress. Fr. 5.—

von Waldingau, Juanita: Der unsterbliche Gott. Roman aus
dem heutigen Spanien. In Deutschland verboten. Brosch. Fr. 13.50, eleg.
Leinenband Fr. 15.—

„... Als Dokument von unsrer Zeiten Schande, als ergreifendes Bekennt-
nis für das Edle, Hilfsreiche und Gute inmitten der Kriegsgreuel, als er-
hebendes Memento für die Notwendigkeit des Sieges des Geistes über den
Degen, als klangvoller Appell an die Menschheit zugunsten der Niederkämpfung
der Feinde von Schönheit und Seelenfrieden sollte das Buch, das bewußt
abseits der Kriegsliteratur im Streite gegen den Krieg seinen Weg geht,
viele gleichgestimmte Leser finden.“ Dr. H. Z. im „Bücherblatt“ Juni 1939.

Waldfetter, Ruth: Eine Seele.

Roman. 3. Auflage. Brosch. Fr. 2.50, eleg. Leinenband Fr. 3.—

Papier 2016 mit
durch die Firma
massenentsäue

